M. v. O.
L. g.
o.
133

...liothek
...
...Buchh...dlung
i B...

Bamb. o. 188.

M. v. O.
L. g.
o. 133

Drei
Novellen aus dem Leben.

Von

J. Funck.

I. Liebe und Aristokratismus.
II. E. T. A. Hoffmann und die Epigonen.
III. Corsikanische Blutrache.

Schleusingen.
Verlag von Conrad Glaser.
1839.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

I.

Liebe und Aristokratismus.

I.

Das Ländchen, dessen Beherrscher Fürst Ignatius war, gehörte nicht zu jenen glücklichen, wie Deutschland am Ende des vorigen Jahrhunderts sie besaß. Kein Karl August, kein Leopold Friedrich Franz führte den Zügel der Regierung so weise und mild, daß man in Wahrheit sagen durfte: kein Unterthan war unglücklich, und kein feuchtes Auge blickte anders gen Himmel, als im Gefühle der Freude und Dankbarkeit für den Regenten. — So war es in der That einst im Dessau'schen, diesem Garten Deutschlands, wo der alte Franz unermüdlich umherwanderte, zu erforschen, wo ein

Unglücklicher hause, dem, fand er ihn, nach allen Kräften augenblicklich geholfen ward. — Aehnlichkeit hatte Fürst Ignatius mit dem Genannten nur einzig darin, daß er ein Kunst-Mäzen war, und die kleine Residenzstadt einen Gemäldeschatz bewahrte, wie man ihn verhältnißmäßig in wenigen Schwesterstädten antraf. Er war das Erbtheil früherer kunstgesinnter Fürsten. Mehr Ostentation, als innerer Trieb schien es aber, was den gegenwärtigen bewog, die Fußstapfen seiner Vorgänger zu verfolgen; — wahren, angebornen Kunstsinn besaß er nicht; der Geschmack an Kunst war ihm nur von außen gekommen, wie so vielen Mitgliedern unserer sogenannten Kunstvereine, deren Thun und Treiben affektirter Prunk mit, und wahre Versündigung an der heiligen Kunst ist. Zwar konnte man dem Fürsten einen gewissen Takt in Beurtheilung von Kunstgegenständen nicht absprechen, doch war dieser nicht Ergebniß des

innen lodernden, heiligen Funkens, sondern nur eine, durch viele Reisen gewonnene Routine.

Das Ländchen seufzte übrigens unter der Last von Schulden und Abgaben, und der glänzende, in seiner Ausdehnung zum Städtchen lächerlich große Hofstaat des Fürsten vermehrte den Druck der Unterthanen. Der Fürst ward von diesen weder gehaßt, noch geliebt, da seine Person ganz indifferent zum kleinen Lande dastand. Frühere Lebensverhältnisse hatten so nachtheilig auf seinen Organismus gewirkt, daß der vierzigjährige Mann an Hinfälligkeit und Imbecilität mit einem siebenzigjährigen Greise wetteiferte.

Im sechs und dreißigsten Jahre hatte er sich mit der überaus liebenswürdigen Prinzessin Adolphine vermählt, ohne aber sich einer Nachkommenschaft zu erfreuen.

Die Fürstin stand damals im achtzehnten Jahre. Noch jetzt war sie ein Musterbild von Schönheit, Reiz und Anmuth, eine junonische

Gestalt, mit großen, braunen, feuerblitzenden Augen, gleichem Haare und blendendem Teint.

Sie war ihres Wohlthätigkeitssinnes wegen allgemein geliebt, und durch eigenes bedeutendes Privatvermögen im Stande, manche Wunde zu heilen, die die innere Organisation des Landes Diesem und Jenem schlug. — Dessen ungeachtet besaß sie bei weitem mehr Verstand als Gemüth, große Menschen- und Literaturkenntniß, scharfes, oft schneidendes Urtheil über Kunst, Künstler und Dichter, als Resultat ungewöhnlicher geistiger Dimensionen; dann aber auch, um die Schattenseiten zu erwähnen, unbegränzten Stolz der Geburt, und feine Koketterie.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß sie ihren Gemahl weder achten noch lieben konnte; aber, dem äußeren Scheine nach zu urtheilen, war man veranlaßt das Gegentheil zu glauben, und die Masse that dies auch.

II.

Astolf war der Sohn eines angesehenen Staatsdieners aus dem benachbarten Staate, und hatte seinen Vater schon in früher Jugend verloren. Unvermögend, war er auf Kosten des Regenten erzogen und zum Künstler herangebildet worden. Eigenes Genie, verbunden mit dem täglichen Genuß der Kunstschätze, welche die Residenz darbot, zogen in ihm bald einen tüchtigen Meister in der edlen Malerkunst heran, der zur vollkommensten Ausbildung nur noch den Besuch jenes Landes der Kunst, Italien's, nöthig hatte.

Wie so viele seiner Kunstgenossen, durchreis'te er Deutschland, um als Portraitmaler zugleich die pecuniairen Mittel zu vermehren, die ihm zu einem längeren, sorgenfreien Aufenthalte in Italien unerläßlich nöthig schienen, und so kam er auch endlich in die Residenz des Fürsten.

Der vier und zwanzigjährige Jüngling er-

regte bald die Aufmerksamkeit der Stadt, theils durch die höchst gelungene Ausübung seiner Kunst, theils durch seine männliche Schönheit, die in ungeschwächter Jugendkraft glänzte. Auch den Blicken der Fürstin konnte er, in beider Beziehung, nicht entgehen, um so weniger, als er selbst heftigen Drang in sich fühlte, die hochgefeierte Frau von Angesicht zu Angesicht zu erblicken.

Das Theater gab die erste Gelegenheit dazu. Außer der großen Hofloge für die höchsten Herrschaften mit ihrem Hofstaate, besaß der Fürst noch eine Nebenloge, welche er besonders bei Ballets oder Lustspielen allein zu besuchen pflegte. Die Fürstin hingegen besuchte diese Loge nur bei Aufführung klassischer Stücke, die Schönheiten des Dichters ungestörter zu genießen. Der Fürst begleitete sie dann der Convenienz halber.

„Stücke der Art,“ pflegte er zu sagen, „sind nicht mein Foible, obwohl sie unendlich schön

sind, — ich lese sie lieber." Und diese Lüge blieb ihm nie im Munde stecken.

Astolf hatte bei seinen Theaterbesuchen den Platz vis-à-vis der großen Hofloge, in jener parterre genommen, die zugleich der kleinen fürstlichen Privatloge schnurgerade gegenüber lag, weil die große Hofloge über dieser sich befand. Sie war, nebst einer noch daranstoßenden, gewöhnlich für Fremde bestimmt, und zu drei Plätzen eingerichtet.

Astolf miethete auf einen Monat die ganze Loge, um ungestört seinen Blicken und Bewegungen ohne Zeugen Raum geben zu können und jedenfalls die Fürstin, sie erscheine nun oben oder unten, vis-à-vis zu haben.

In seinen Mantel gehüllt, hatte er sich in eine Ecke der Loge gesetzt, und erwartete nun sehnsuchtsvoll die fürstliche Schönheit, von der Stadt und Land sprach.

Die Fürstin betrat an der Hand ihres Ge-

mahls die große Hofloge. Die Anwesenden in den übrigen Logen und im Parterre erhoben sich von ihren Sitzen, das fürstliche Paar zu begrüßen. Auch Astolf erhob sich, weiter vortretend, scharf die Fürstin fixirend. Diese grüßte leicht und graziös die Versammlung und setzte sich. Jener aber stand, im Anblick der hohen Frau verloren, wie eine Bildsäule; die Falten des Mantels glitten zu beiden Seiten des Körpers herab, und die ganze stattliche Gestalt des Jünglings präsentirte sich der gegenübersitzenden Versammlung. Kein Glied an ihm bewegte sich, seine glänzenden großen blauen Augen hafteten unverwandt auf der Fürstin, Athem und Puls schienen zu stocken, und erst die dumpfen Paukenschläge im Orchester, welche die Ouvertüre introduzirten, und ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckten, weckten ihn aus seiner Betäubung und erinnerten ihn an seinen Platz.

Der Fürstin entging Astolf's innere Bewe-

gung nicht, und lächelnd senkte sie die schönen Wimpern des leuchtenden Augenpaars, als er sich niedergelassen.

Zurückgebeugt in die Ecke der Loge, wieder fest eingehüllt in seinen Mantel, überließ Astolf sich nun ganz seinen innern Betrachtungen; unverwandt das Auge nach jenem Gegenstand gerichtet, der ihm zum ersten Male den Anblick des Ideals erschloß, von dem seine Brust bisher nur ahnend träumte. Es erging ihm wie dem Kinde, dessen Seele plötzlich den Begriff seines Ichs inne wird.

Was auf der Bühne selbst vorging, bekümmerte ihn nicht, und nur zuweilen, des Scheines halber, blickte er hinüber.

Aber gerade dieser äußere Zwang, den sich die glutherfüllte Brust anthat, entging dem schönen Auge der Fürstin nicht, und die finstern Falten, welche die hohe Stirne beim Hinüberblick zur Bühne belagerten, verriethen sein krampf-

haft zusammengepreßtes Herz, und zeigten, dem leuchtenden Telegraphen gleich, der schönen Frau, wie ihr Herz die Hieroglyphenschrift nur zu deutlich verstand, und — mit Schreck und Freude nahm sie dies wahr — wie unbewußt aus ihren strahlenden, liebeglühenden und liebeversprechenden Augen dem Unbekannten die Antwort hinüberflog.

Hier fiel der Vorhang nach der ersten Abtheilung. Astolf wußte nicht, wie ihm geschehen, ein unnennbarer Schmerz schien die Wände seines Herzens durchbrechen zu wollen; er entstürzte halb bewußtlos der Loge und eilte durch den Corridor in's Freie.

Er blickte zum Himmel hinauf, und es dünkte ihn, als ob die Millionen Sterne ihm Ruhe zulächelten und, mit ihren klugen Kinderaugen, zu ihm sprächen: „Astolf, mäßige Dich, sei ein Mann und gefaßt, wir beleuchten fortan Deine Bahn!“

Wohl eine halbe Stunde verging, ehe er zu völliger Ruhe und zu dem Entschlusse gelangen konnte, seine Loge wieder zu betreten. Er glaubte anfänglich, es würde ihm nicht möglich sein, die Fürstin, ohne zum Verräther an ihr zu werden, noch einmal zu erblicken; doch siegte der Gedanke: wie wird die hohe Frau dein linkisches Benehmen deuten, wie schief vielleicht hat sie es schon gedeutet? endlich über ihn, und vollkommen gefaßt, betrat er seine Loge wieder.

Die Fürstin erschrak anfänglich über Astolf's blasses Gesicht und mattes Auge; aber bei längerer Betrachtung dünkte es sie, als sei die glühende Röthe dem Silberscheine keuscher Liebe und Ehrfurcht gewichen. — Und dem war auch wirklich so. Er fühlte sich beruhigt, überselig, und nahm, ohne allzugroße Ueberwindung, lebhaftern Antheil an der Vorstellung.

Die Fürstin, als feine Menschenkennerin,

deutete sein ganzes ferneres Benehmen auf die richtigste Weise; Astolf's Resignation, Mäßigung und Selbstbeherrschung entzückten sie, und ihre Phantasie erbaute sich die schönsten Liebesschlösser.

Der Vorhang fiel zum letzten Male. Der Hof erhob sich, mit ihm die Versammlung. Ein freundlicher Abschiedsblick der Fürstin lief die Runde des Saales herum und fand sein Ende in Astolf's Loge, zwar nicht länger, aber milder und verklärter auf ihren Besitzer schauend.

Astolf verneigte sich tief und ehrfurchtsvoll und verharrte einen Augenblick in der schönen Ruhe einer zur Erde geneigten Antike.

III.

Die wenigen Tage bis zur nächsten Theatervorstellung, wo er die Angebetete wieder zu sehen hoffte, schienen ihm nicht endigen zu wollen, und Unruhe und Ungewißheit, ob ihre Her-

ablassung und Güte sich nicht verändert haben möchten, drückten ihn schwer. — Kaum würde er den Zwischenraum so leidlich durchgekämpft haben, wenn der Zufall ihn nicht mit einer Arbeit unausgesetzt beschäftigt hätte, deren Vollendung er binnen wenigen Tagen fest zugesagt. Es war dies nämlich die Fertigung des Bildnisses des Hofmarschalls. So ennuyant ihm einestheils die Abconterfeiung eines so nichtssagenden und faden Gesichtes sein mußte, so glücklich machte es ihn anderntheils, sich bei dieser Handwerksarbeit, seiner Kunst unbeschadet, in das Reich phantastischer Träume verlieren zu dürfen, besonders wenn ihm der Marschall dabei saß, und er dann Anknüpfungspunkte genug fand, in seiner Phantasie die Person desselben mit der der Fürstin zu verbinden. Er war es ja, der von ihr kam, sie war es ja, die mit ihrem Himmelsantlitz auf dies Gesicht geblickt und gelächelt, ja, es gefiel sogar zu-

weilen der Excellenz, von ihr zu sprechen, aufgeschnappte Kunsturtheile zu referiren, und als der Marschall merkte, welchen Antheil der Künstler an diesen Aeußerungen nahm, war er gutmüthig genug, öfter damit hervorzutreten, besonders wenn durch Astolf's fein hingelenktes Gespräch auf die Fürstin er dazu aufgemuntert ward.

Der Theatertag erschien endlich, an welchem ihm das Glück zu Theil werden sollte, sie zum zweiten Male zu sehen. Es war zugleich der Fürstin Geburtstag, und ihre Lieblingsoper „Don Juan" ward gegeben.

An diesem Tage, vor Anfang der Tafel, saß der Hofmarschall dem Maler zum letzten Male. Er schien sehr einsylbig, und Astolf hatte Mühe, das Gespräch geschickter Weise auf den ihn einzig und allein erfüllenden Gegenstand hinzuführen. Doch gelang es ihm endlich, und es entspann sich zwischen Beiden ein Dialog, von

dem

dem wir nur die Schlußworte des Hofmarschalls hier wiedergeben:

„Ueberhaupt, Bester, muß ich Ihnen gestehen, daß Ihro Durchlaucht seit mehreren Tagen sich in sehr trüber Verstimmung befinden, den durchlauchtigsten Gemahl dadurch in gleiche Mißstimmung versetzen und sonach auch mich und den gesammten Hofstaat, der pflichtschuldigst, als das getreue Echo seiner allerhöchsten Herrschaft, nicht anders umhin kann."

„Bedenke ich, wie vor einem Jahre die durchlauchtigste Frau ganz anders gestimmt war, so könnte ich meinen ohnehin nicht besonders gesegneten Haarboden um ein Beträchtliches vor Zorn verringern! Sie ist fürchterlich, diese Situation, denke ich, wie mein gnädigster Herr selbst dabei leidet!" —

„Stellen Sie sich vor (um Ihnen nur ein Beispiel des fatalen Mißmuthes Ihrer Durchlaucht anzuführen), — daß Höchstdieselbe den

intendirten, heute vor der Vorstellung zu sprechenden Prolog abzubestellen befahlen. Der treffliche Dichter, der, wie man versichert, sich die Haut von den Fingern abgefüßelt haben soll, da alle nur erdenklichen Metra der Verskunst darin gehandhabt werden, ist außer sich und schier dem Tollhause nahe. Der für das Fach der Intrigants kürzlich engagirte treffliche Schauspieler, der den Prolog sprechen sollte, und, so zu sagen, zum Theil mit seiner Gage auf diesen Freudentag angewiesen war, ist ebenfalls der Verzweiflung nahe, intriguirt bereits und drohet, in dem für nächste Vorstellung angesetzten „Tasso" krankheitshalber wahrscheinlich nicht auftreten zu können. Nun bitte ich Sie, Bester, einen Tasso ohne Antonio — was wäre das!"

„Ich hinterbrachte vor einer Stunde, als ich Glück wünschend aufzuwarten hatte, alles Ihrer Durchlaucht; aber was geruhten mir Dieselbe zur Antwort zu geben? — — „„Dich-

ter und Schauspieler seien Narren, ich möge Höchstdieselbe mit solchen Lappalien verschonen!"" — Lappalien! — ich bitte Sie, Theurer! — Sie sind doch auch Künstler, und werden, wenngleich Sie nur die Hand zu Ihrer Kunst nöthig haben, ermessen können, wie es solchen Männern, die ihren Kopf so vergebens maltraitiren, zu Muthe sein müsse! — — Gott! Gott! wo will das hinaus! — Der Leibarzt versichert zwar, der Trübsinn Ihrer Durchlaucht habe seinen Grund nur in einer augenblicklichen Stagnation des Geblütes, die nach einem mäßigen Aderlaß und nach in nächster Saison geschehenem Gebrauche des Kissinger Wassers hoffentlich vorübergehen würde, allein — —"

Hier trat ein Kammerdiener der Fürstin mit einem Billet ein, es dem Hofmarschalle überreichend und sich gleich darauf entfernend.

Außer sich rief der Marschall, nachdem er gelesen:

„Gott! Gott! wie gnädig wieder zugleich bei aller Schwermuth! Denken Sie, Bester, Durchlaucht lassen mir in den gnädigsten Ausdrücken befehlen, als Trost und Entschädigung dem Dichter für seine vergebliche Mühe 50 Dukaten und dem intriguirenden Antonio die dreifache Monatsgage auf Rechnung Höchstihrer Schatulle auszahlen zu lassen, bloß damit die Vorstellung des „Tasso" nicht unterbleibe oder auch nur aufgeschoben werde. — Es ist eigen, Durchlaucht haben eine wahre — wenn ich mich so auszudrücken unterstehen darf — Schwachheit für dergleichen, aller Handlung ermangelnden Stücke, und begnügen sich, zur Verwunderung, mit der simpeln Poesie, welche allerdings auch diesem Produkte des Herrn Geheimen Raths und Ministers von Göthe nicht abzusprechen ist."

„Nun erkläre ich mir," fuhr der Marschall nach einer Pause weiter fort, „die neuerliche Aeußerung bei der Tafel, indem Höchstsie zum

Fürsten sagten: „„O wie freue ich mich beim Tasso auf ihre kleine Loge.““

Astolf nahm mit Entzücken alle diese Worte auf, und so manche derselben auf sich beziehend, deutete er, im Innern frohlockend, zu seinen Gunsten.

IV.

Die Fürstin wurde am Abend beim Erscheinen in ihrer Loge mit allgemeinem Jubel empfangen, in welchen Astolf aus der seinigen heraus tüchtig einstimmte, was der schönen Frau, deren erster Blick auf diese Loge fiel, nicht entging. Sie sprach ihren Dank für Astolf deutlich genug durch den auf ihn gehefteten Blick aus, und die glänzenden Feueraugen ließen ihn in die Zukunft schöner Tage schauen!

Nachdem der Tumult des freudigen Empfangs geendet, der Hof sich niedergelassen, Astolf sich in die Ecke seiner Loge gedrückt, begann die

Ouvertüre des ewigen Werkes, während welcher der Fürst, wie gewöhnlich, Gelegenheit hatte, seine Langeweile durch ein kurzweiliges Gespräch zu verscheuchen. Bis zur Erhebung des Vorhangs entspann sich daher nachfolgender Dialog:

Fürst. Recht voll!

Marschall. Unterthänigst aufzuwarten, Durchlaucht!

F. Recht sehr voll!

M. Zum Erdrücken!

F. Jedes Plätzchen besetzt, bis — auf jene Loge vis-à-vis, die doch sonst stets durch drei Personen gefüllt ist — — Kurios!

M. Sie ist, wie ich erfahren habe, mit ihren drei Plätzen für den ganzen Monat hindurch an einen Fremden vermiethet.

F. (Astolf scharf fixirend) Kurios! wer ist denn der — da? — muß viel Geld haben.

M. Ein Künstler, gnädigster Herr, ein Maler.

F. Wie? — was? — ein Maler? — Das ist der erste, welcher mir in meinem Leben begegnet, der so viel Geld hat, ein monatliches Abonnement dreifach zu bezahlen. Was thut er denn hier?

M. Er portraitirt, Durchlaucht, und zwar auf das sprechendste, wie ich aus eigener Erfahrung zu versichern die Ehre habe, da er heute mein eigenes Bildniß zum Erschrecken åhnlich, wie Jedermann versichert, vollendet hat.

F. Mag auch eine rechte Kunst sein! So eine Physiognomie kann jeder Tüncher treffen, wenn er den Vollmond in seinem Leben nur ein Mal gesehen. (Hier lachte Serenissimus unmåßig) Aber — Spaß apart, Marschall — warum hat sich denn der Mann noch nicht bei mir gemeldet? Das Savoir vivre scheint er nicht zu kennen. —

M. Allerdings habe ich nicht ermangelt, ihm darüber schon die bittersten Vorwürfe zu

machen; allein, — er sagt — Durchlaucht kennen ja das Künstlervolk! —

F. Nun aber womit entschuldigte er sich denn?

M. Er entschuldigte sich gar nicht, gnädigster Herr —

F. Wenngleich, — so mußte er doch etwas sagen, etwas erwiedern —

M. Möge mich Durchlaucht entschuldigen, wenn ich mich erdreiste, die etwas ungehobelte Antwort zu verlautbaren.

F. Nur heraus, sie sei, welche sie sei!

M. Durchlaucht —

F. Sapperment!

M. O Gott!

F. Marschall, ich befehle!

M. Unterthänigst zu dienen! Jetzt hört freilich jede Rücksicht auf; — nur wolle mein gnädigster Herr seinen Zorn den Unschuldigen, Gezwungenen nicht entgelten lassen —

F. Durchaus nicht! Heraus mit der Sprache! Die Worte des Plebses, wenn sie auch mein Ohr erreichten, drangen nie bis zu den Stufen meines Thrones!

M. (Ihm leise in's Ohr flüsternd.) Der übermüthige Maler meinte — sagte: — wenn Serenissimus kein Verlangen nach seinem Pinsel trüge, er — so drückte der Verruchte sich wörtlich aus — trüge durchaus kein Verlangen nach einem andern Pinsel.

F. (Nachdenkend) Wie soll ich das verstehen? Offenbar liegt eine Equivoquerie dahinter, — vielleicht eine Selbstüberschätzung seines Talentes, das von einem zweiten Pinsel nichts wissen will, seinen für den einzig wahren hält und dergleichen! — — wahrscheinlich Neid gegen den jungen Künstler, der mich jüngst gemalt, und dessen Bild er vielleicht in der Kunstausstellung sah —

M. So deutete ich's auch, gnädigster Herr.

F. Nichts desto weniger soll er mir willkommen sein. Ich bin diese hoffärtigen Künstlerredensarten gewohnt; — veranstalten Sie, daß er demnächst — doch still — der Vorhang erhebt sich.

Nichts erwünschter konnte dem geängstigten Marschall kommen, auf dessen Stirne kalte Schweißtropfen lagen. Mit einem tiefen Seufzer zog er seine Gestalt hinter die Stuhllehne des Fürsten zurück, und stierte gedankenlos, ohne einen Muskel zu bewegen, während des ganzen Aktes in das Blaue hinein.

Den Fürsten kümmerten die gesprochenen Worte wenig; denn, obwohl seine Erudition den wahren Sinn, in welchem sie der Künstler gesprochen haben mochte, errathen ließ, wußte auf der anderen Seite seine hohe Stellung, wie seine Eitelkeit, ihnen eine andere Auslegung zu geben, und nach weiterer Ueberlegung überredete er sich bald selbst, daß der Maler das Gesagte

gar nicht anders gemeint haben könne, als wie er dem Marschall es gedeutet.

Wir übergehen, was während der Vorstellung von der Augensprache der Fürstin und Astolf's ebenfalls zu sagen wäre, lassen Don Juan der Hölle übergeben, und wenden uns sofort der nächstfolgenden Darstellung des „Tasso" zu, welche unseren Helden in den Himmel des zwar ersehnten, aber nicht so schnell erwarteten Liebelebens trug.

V.

Die Fürstin erschien diesmal in der Parterre-Loge, an der Hand ihres Gemahls, und von Niemandem sonst umgeben. Astolf, ihr in weit größerer Nähe gegenüber, schwamm in einem Meere von Wonne. Die Angebetete richtete ihren Platz so, daß sie von Keinem gesehen werden konnte, als von ihm, dem Beglückten. Auch er stellte seinen Sessel dergestalt, daß er

außer von dem fürstlichen Paare, selbst nicht von den Anwesenden in der großen Hofloge, wahrgenommen ward.

Die Fürstin hatte sich vorgenommen, die Darstellung des „Tasso" zur Katastrophe zu wählen, in welcher sie dem liebenswürdigen Fremdling mit ihren Gefühlen entgegenkommen wolle. Dieser — als hätten sie sich zusammen verabredet — war gleichfalls längst entschlossen, Muth zu fassen, um bei dieser oder jener bezüglichen Stelle im Stück durch Mienenspiel und Gestikulation seiner Göttin zu sagen, was er für sie empfinde. So traf es sich, daß dies Drama aus fünf Personen ein zweites bildete, ein Duodrama, ein Spiel im Spiele, doch nur von Göttern belauscht. Wie jenes sich seinen Tribut durch die klatschende Menge bezahlen ließ, genügte diesem der Lohn, den das klopfende Herz einem Jeden verborgen spendete.

Der Vorhang rauschte auf. Die Prinzessin

und Leonore, zwei liebenswürdige Gestalten, traten auf, und fesselten den Blick des Fürsten. Alphons unterbricht den Dialog; beide Auftritte hört die Durchlaucht gegen sonstige Gewohnheit mit großer Aufmerksamkeit zu. Tasso eröffnet den dritten, und noch immer wachend, schaut das Auge des Fürsten bald auf die Bühne, bald in's Parterre, bald in Astolf's Loge. Schon ein paar beziehungsvolle Stellen sind für die in Liebe Kämpfenden vorübergegangen, Beiden dünkt das wache Auge ein höhnischer Dämon ihres Glücks zu sein, als es sich endlich um ein Merkliches zu verkleinern anfängt und zur Erde neigt.

Da wagt es Astolf bei den Worten:

„Die Menge macht den Künstler irr' und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen."

indem er einen fragenden Blick zur Fürstin richtet, beide Hände zu erheben und fest an sein

Herz zu drücken. — Ein unwillkürlicher tiefer Seufzer entfährt der Brust der Fürstin, daß der noch nicht ganz entschlummerte Gemahl sie verwunderungsvoll anschaut, dann aber die Augen auf die Bühne richtet, die Ursache dort zu suchen. In diesem Augenblick nimmt die Prinzessin den Kranz von der Büste Virgil's, Tasso damit zu schmücken. Die Fürstin, den Gemahl darauf aufmerksam zu machen, streift mit ihrem Zeigefinger gerade bei der durchlauchtigen Nase vorbei; sie folgt forschend dieser Scene, während die schöne Frau ihr Angesicht freundlich mild gegen die Loge Astolf's wendet, indem die Prinzessin für sie auf der Bühne diese Worte spricht:

„Du gönnest mir die selt'ne Freude, Tasso,
Dir ohne Wort zu sagen, wie ich denke!"

wogegen Astolf schnell den Kopf niedersenkt, und Tasso für sich sagen läßt:

„Die schöne Last aus Deinen theuren Händen
Empfang' ich knieend auf mein schwaches Haupt."

„Bravo!" rief der Fürst, „Bravo!" und das ganze Auditorium fiel jubelnd ein.

So ging der erste Akt vorüber. Der Anfang des zweiten beginnt mit den Worten Tasso's:

„Unsicher folgen meine Schritte Dir
O Fürstin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen sich in meiner Seele.
Mir scheint die Einsamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löse
Die neu erregten Zweifel Deiner Brust.
Doch werf' ich einen Blick auf Dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von Deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los."

Während dieser Worte blickten sich die Liebenden bedeutungsvoll an, und Astolf wußte sein Gesicht so treffend wahr zu beleben, daß die Fürstin das lebendige Fragezeichen, das seine

Lippen umschwebte, herauszulesen verstand. Sie lächelte ihn mild an, und aus ihren schönen Augen, dünkte es ihn, leuchteten die Worte heraus: „Vertraue Dir und mir!“ —

Der Fürst hatte sich bereits in Morpheus Arme geworfen. Die Fürstin saß mit übereinander geschlagenen Armen da, und schien der Vorstellung unverwandt ihre Aufmerksamkeit zu widmen, als Astolf bemerkte, daß sie langsam den Handschuh ihrer rechten Hand herabzuziehen begann, indem sie ihn freundlich anblickte. Er schaute trunken nach den schönen Formen, die seinen Blicken sich darboten, und konnte im Moment die Bedeutung dieser Scene sich nicht erklären. Die Fürstin legte Arm und Hand, ganz wie zuvor, in ihre frühere Lage; doch bald darauf bemerkte er, wie langsam sich ihr Schwanenarm erhob, wie sie den Zeigefinger der schön gewölbten Hand zur Lippe führte, dann gleichsam drohend gegen ihn kehrte, hin und her bewegte,

wegte, und ihn ernst und durchdringend ansah. — In den auf der Bühne gesprochenen Worten lag keine Aufklärung, bis die jetzt unmittelbar darauf gesprochenen der Prinzessin, während welcher unverwandt die Fürstin mit aufgehobenem Zeigefinger Astolf ins Auge faßte, ihm aus seinem Traume halfen:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Sogleich nach Rezitirung dieser Verse, zog Fürstin Adolphine wieder ihren Handschuh an, ihren Blick von Astolf ab, und wandte ihre Aufmerksamkeit auf's Neue der Bühne zu. Auch

er, der den Wink verstand, schwelgte in süßen Genüssen des Augenblicks, und starrte trunken in die Scene hinein.

Plötzlich fiel ihm aber ein, der hohen Frau auf irgend eine Weise begreiflich zu machen, daß er sie verstanden. Er kannte, wie sie, die Worte des herrlichen Gedichts auswendig, und bereitete sich zu dem sogleich erscheinenden günstigen Moment vor.

Besorgt war er nur, ob gerade bei den zu sagenden Worten Tasso's die Fürstin auch ihre Blicke nach ihm richten werde; doch kaum gedacht, erhoben sich ihre Augen nach seiner Loge, indem die Prinzessin die Verse sprach:

„Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn Ihr mich dann ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht seh'n und schafft
Euch selbst ein glücklich Leben, mir durch Euch."

Schnell erhob sich Astolf von seinem Sitze und

faltete krampfhaft und bewegt die Hände, liebevoll die Fürstin anschauend, indem Tasso für ihn begann:

„O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet sind Dir alle meine Tage.
Wenn Dich zu preisen, Dir zu danken sich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erst
Das reinste Glück, das Menschen fühlen können;
Das Göttlichste erfuhr ich nur in Dir!"

Die Fürstin nickte freundlich, und kehrte ihre Augen wiederum der Bühne zu. Astolf nahm in seliger Beruhigung seinen alten Platz ein, und that desgleichen bis zu Ende des zweiten Aktes.

Der Gefahr zu entgehen, unsere Leser und Leserinnen zu ermüden, indem wir das stumme Liebesspiel der Verbundenen ihnen Scene für Scene vorführen, lassen wir den dritten Akt ganz unberührt, und wenden uns sofort dem vierten zu.

Gleich bei Anfang desselben bemerkte Astolf, ohne es sich erklären zu können, daß der Fürst durch stetes Zuflüstern der Fürstin absichtlich wach erhalten werden sollte und dies auch wirklich blieb. Gegen die Mitte des Aktes hin, nahm sie den Shawl von der Rücklehne ihres Stuhles herab, und bekleidete sich damit, wozu der galante Gemahl hier und da half. Bald darauf stand er auf, sagte der Fürstin etwas in's Ohr und entfernte sich aus der Loge. Sogleich stand auch sie auf und wandte sich nach der Thüre.

Astolf blickte verwunderungsvoll dem Allen zu. Bei dem Schlußvers Leonoren's im zweiten Auftritt:

„Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort!"

kehrte die hohe Frau sich an der Thür um, legte den Finger an den Mund, und verschwand.

So schmerzlich es ihm fiel die Geliebte zu vermissen, so that seinem Herzen der ihm gege-

bene Wink doch zu wohl, um sich nicht für den Augenblick zu trösten, da er nun in eine schöne und reiche Zukunft zu blicken berechtigt war.

Er kämpfte einige Zeit mit sich, ob er der Geliebten folgen solle, in der Hoffnung, sie beim Einsteigen in den Wagen, oder sonst wo, noch einmal zu sehen; doch gebot ihm bald darauf die Klugheit, in seiner Loge bis zum Schlusse des Stücks zu verharren, einmal, um etwaiges Aufsehen zu vermeiden, und dann konnte ja die Angebetete doch vielleicht später wieder erscheinen. So unwahrscheinlich dies auch war, so hatte er doch keine mathematische Gewißheit darüber.

Er drückte sich fest in die Ecke seiner Loge und überließ sich einem süßen Nachdenken, alle Scenen des stummen Liebesspiels in sich wiederholend, dann der köstlichen Zukunft gedenkend, die seiner harrte.

Das Schauspiel war zu Ende. Die Zuschauer strömten hinaus, er mischte sich unter sie, und vernahm von allen Seiten, daß der Fürstin frühes Verlassen des Schauspielhauses, trotz dem, daß sie ganz verborgen saß, bekannt geworden war. Die von ihm vernommenen Muthmaßungen des Einen oder Anderen über dies ungewöhnliche Ereigniß liefen alle darauf hinaus: Die Fürstin müsse bedeutend unwohl geworden sein, da sie nie ein klassisches Stück vor Ende desselben zu verlassen pflege.

Astolf kehrte in seine Wohnung zurück, aß und trank nichts mehr, entkleidete sich schnell, und schlief in unruhigen Träumen dem Morgen entgegen.

VI.

Andern Tages, sehr früh, empfing Astolf eine Einladung vom Hofmarschall, ein Déjeûner à la fourchette bei ihm einzunehmen, und ihn

sodann zum Fürsten zu begleiten, der ihn zu sprechen wünsche. Er beeilte sich aus guten Gründen, dieser Einladung Folge zu leisten, und stellte sich zur schicklichen Stunde ein.

Während des glänzenden Déjeûner's entging es dem Maler nicht, wie sichtbar sich der Hofmarschall bemühte, nachdem er zuvor ihm ein werthvolles Honorar für sein Portrait eingehändigt, ihn günstig zu stimmen, um die Audienzscene durch etwaige künstlerische extravagante Ansichten und Sprünge — wie er sich ausdrückte — nicht zu seinem höchsten Nachtheil zu verderben. Nicht soviel lag ihm daran in Bezug auf den Fürsten, als vielmehr auf dessen Gemahlin, aus deren Aeußerungen er während der gestrigen Abendtafel ein ungewöhnlich lebhaftes Interesse für den jungen Künstler wahrgenommen zu haben glaubte.

„Ich bitte Sie, Verehrtester!" sprach er, „bei der Ihnen bevorstehenden Audienz, so viel

es in Ihren Kräften steht, in den Ideengang Sr. Durchlaucht, sollte er auch dem Ihrigen widerstreben, einzugehen, keinen harten, das feinere Gefühl verletzenden Aeußerungen — wie das euch Künstlern in eurem sogenannten Kunstenthusiasmus nur zu oft widerfährt — Raum zu geben, hübsch in der goldenen Mittelstraße zu bleiben, und besonders einer fürstlichen Exegese nicht zu widerstreben, die Serenissimus in seiner Milde und Sanftmuth angenommen. Es betrifft nämlich Ihre jüngste Aeußerung — — von wegen des Pinsels, — die ich nothgedrungen war Sr. Durchlaucht, als er mich verwunderungsvoll befragte, warum Sie sich Höchstdemselben noch nicht vorgestellt, auf dessen dringliches Bestürmen in mich, mitzutheilen."

Er sagte ihm hierauf, wie der Fürst die Impertinenz gedeutet, und Astolf versprach, im Gedanken an die Fürstin, sein Möglichstes zu thun,

um dem scharfsinnigen Ideeengang Sr. Durchlaucht zu begegnen.

Der Hofmarschall stieß im Entzücken über diese Aeußerung ein Glas Champagner nach dem andern auf sein und der Kunst Wohlergehen an, und beide verfügten sich in einer gewissen Extase, jeder in seiner Art, nach Hofe.

Der Fürst empfing den Künstler in seinen schönsten Appartements, über welche Aufmerksamkeit der Hofmarschall bei sich nicht genug erstaunen konnte.

„Seien Sie mir herzlich willkommen!" redete er ihn an, „einen Künstler kennen zu lernen, dessen Pinsel nach keinem andern zu verlangen Ursache hat, ist mir ein neuer Gegenstand der Verehrung; denn entweder ist er — wie dies nicht selten geschieht — in seinem Kunstvertrauen befangen, oder sein Pinsel überragt wirklich das Vorhandene, und in so fern ist

eine solche Erscheinung für einen kunstliebenden Fürsten etwas Besonderes und Neues, und Sie in letzterer Bedeutung mir zu denken, nehme ich keinen Augenblick Anstand."

Astolf, wenn nicht von dieser Anrede verblüfft, war doch keinesweges so gefaßt, sie im Moment auf die ihm schicklichst dünkende Art zu beantworten.

Er sprach: „Entschuldigen Ew. Durchlaucht, wenn der Künstler sich mit seinem Kunstmetier entschuldigt, wenn er im Erblicken von Kunstwerken (so verwerflich dies auch an und für sich sein mag) immer nur die subjektive Ausübung derselben zuvörderst vor Augen hat. Fragt nicht selbst der Kunstliebhaber, ohne ausübender Künstler zu sein, tritt er in eine Bildergallerie und ihm fällt ein vorzügliches Bild in die Augen, sogleich: „„Von wem ist das?"" oder, erkennt er den Meister: „„Das ist von Dem und Dem!?"" — So geschah es auch

mir, als ich hierher kam, und die Erzeugnisse solcher neuerer Künstler sehen sollte, deren Bestrebungen ich schon kannte, und ihre Leistungen nach den meinigen abmaß, die sich das Höchste zum Ziele gesetzt, während Jene nur darnach trachten, dem Zeitgeschmacke zu huldigen und jeder eiteln Mode die wahre Kunst zum Opfer bringen. Darum trug ich keinen Gefallen, Anderer (nämlich dieser Gesellen) Pinsel zu erblicken. Fragt man z. B. wohl jetzt darnach, wenn nur ein Gesicht getroffen, ob es nach den Regeln, oder im Geiste ächter wahrer Kunst und Schönheit getroffen? Ein lebloses Bild, stiert es nur den Portraitirten wie eine von seinem Gesichte genommene Wachsmaske an, so ist er außer sich über die Aehnlichkeit, weil schon das Treffen ihm genügt, und er es für ein großes Glück hält, mindestens nicht unähnlich dargestellt zu sein. Das ist aber kein Vorwurf ächter Kunst, und in so

fern verschmähe ich die Kunstgebilde neuerer Zeit, mit wenigen Ausnahmen."

Der Fürst war nach diesen Aeußerungen sehr befriedigt, und erwiederte, wie er hoffe, daß sein Pinsel seine Vorgänger beschämen und etwas in's Werk setzen werde, wonach er lange gestrebt.

„Sehen Sie, mein Lieber," sprach er, „längst ist es mir zur drückenden Angelegenheit geworden, meine Gemahlin, die Fürstin, in würdiger Gestalt gemalt zu sehen. Einmal nur seit unserer glücklichen Verbindung entschloß sie sich zum Sitzen, und leider war sie seit dieser Zeit nicht zum zweitenmale zu bewegen. Ich, wie mein ganzer Hof, sind entzückt über das Bild, finden die Aehnlichkeit sprechend, nur sie, die Nichtzubefriedigende, findet einen wahren Abscheu daran, und macht uns alle verwirrt, indem sie versichert, sämmtliche Beschauer seien dem Bilde vollkommen ähnlich, nur sie nicht.

Nun bitte ich Sie, mein Lieber, wie kann das sein? Wie kann eine Masse Verschiedener einem Bilde gleichsehen?"

„Warum nicht!" entgegnete Astolf scharf, „das Individuum sieht sich in der Gattung ähnlich!. So blickt aus diesem Bilde z. B. (er wies auf ein ihm in die Augen fallendes) der reine Prosaismus heraus, und insofern sehen die Schauenden ganz ihr eigenthümliches Bild. Irre ich nicht, so hat der Künstler (wenn ich ihn mit diesem Namen beehren darf) in diesem Bilde das Gesicht der Fürstin wiederzugeben versucht; allein mit welch' schlechtem Erfolge."

„Sie irren nicht," entgegnete der Fürst, „sagen Sie offen Ihre Meinung, vielleicht wird die Fürstin gerechtfertigt, daß sie Niemandem zum zweiten Male sitzen wollte."

Im ernsten, tiefsten Anschauen des Bildes versunken, rief Astolf auf einmal aus:

„Schöne, wunderschöne Undine!“

„Comment?“ anwortete der Fürst, „Adolphine, meine Gemahlin!“

„Dreimal hochgelobte Undine!“ entgegnete der Maler. „Unglückliches Geschöpf unter Tüncherhand!“

„Wie? was?! — Es ist meine überaus glückliche Gemahlin an Fürstenhand!“

„Gib dich zur Ruhe, alter Maulwurf!“ — rief Astolf, das Bild anstarrend, — „zur Ruhe — — — potenzirter Tünchermeister!“

„Erklären Sie sich deutlicher, mein Lieber!“ sprach der Fürst, „Sie verwirren sich und mich zugleich!“

„Und weniger schwülstig,“ fügte der Marschall, ihm in's Ohr raunend hinzu. „Erinnern Sie sich, was Sie mir versprachen.“

„Durchlauchtigster Herr, gnädige Excellenz!“ fuhr Astolf fort, „welcher Künstler kann bei diesem Anblick ruhig erscheinen! Wer das

Original nie sah, erräth doch, nicht was im Bilde, sondern was dahinter steckt, und malt sich mit den Augen seines Geistes den Zauber aus, den der ehrliche Tünchermeister hinzuzufügen vergaß. Und welcher Künstler kann dann weiter ruhig bleiben, wenn er die Wonne ahnet, die ihm bereitet wäre, hätte er der Glückliche sein dürfen, zu zeigen, was nicht mit Worten auszudrücken, nur iu Farbenschrift deutlich zu sagen ist."

„Das sollen Sie ja, Lieber! das sollen Sie ja, wir scheinen uns Beide nicht zu verstehen, und tappen mit unseren Gedanken im Dunkeln herum! Bevor ich jedoch einen mir ausgedachten Hauptspaß Ihnen mittheile, sagen Sie mir deutlich, in kurzen und dürren Worten, was Ihnen denn eigentlich an diesem Bilde, wie am Künstler mißfällt, und wie Sie alles besser zu machen gedenken?"

„Kurz, deutlich, dürr und kümmerlich, Durch-

laucht, so weit es in meinen Kräften und in der willigen Hingebung Höchstdero geneigter Geduld liegt:

„Ich gehöre einer andern Schule an, als jener Künstler. Während mein Pinsel die anmuthigen und runden Formen, die leidenschaftlichen und doch edlen Physiognomieen, das effektvolle Colorit, das Lebendige, Lebensfrische in den Bildern Titian's und Giulio Romano's oder des feurigen Murillo nachzustreben versucht, bewegt sich der Ihres Künstlers in den kümmerlichen und kahlen Vorwürfen eines Lucas Cranach und Holbein. Mir ist nun einmal überhaupt diese Manier zu trokken, zu kalkig, zu ausdruckslos, zu unedel, zu todt! Und wie weit steht er hinter seinen Mustern! Er ist nichts als höchstens ein wackerer Drapirer und Kleidermaler, — weiter nichts, — wie es dies lebensgroße Bild deutlich bestätigt. Steife, hölzerne Formen, Geschmacklosig-

keit in der Anordnung der Staffage, und, was die Lieblichkeit und Anmuth des Gesichts betrifft, positives Zurückbleiben hinter dem Originale. Alles ist zu kolossal, namentlich Gesicht und Arme, und nur das Atlaßkleid ist überraschend schön gemalt, obgleich das glatte Anliegen desselben hier in der Gegend der Taille sich übel ausnimmt. Die sitzende Attitüde ist so ungeschickt gewählt, daß man befürchten muß, die Figur möchte jeden Augenblick aus dem Rahmen herausfallen. Doch bitte ich, Durchlaucht, wie Excellenz, daß dieses rücksichtslose Urtheil unter uns bleibe, weil ich Herrn Professor X. im übrigen als einen recht wackern Mann schätze, der ohne allen Zweifel zu den guten Leuten, aber schlechten Musikanten gehört."

„Was Musikant!" fiel hier der Fürst ein, „s'ist ja ein Maler! Wie soll ich das verstehen?"

„Lassen wir das auf sich beruhen," fuhr

Astolf fort, „es ist eine oft gebrauchte Floskel jenes wahnsinnigen Kapellmeisters Johannes Kreisler, der es sich einfallen ließ, neben seiner Kunst auch etwas Malerei zu treiben, überhaupt in allerlei Allotriis ein ungemeines Geschick zeigte.“

„Sie sind ein Schalk!“ erwiederte der Fürst; „aber Scherz bei Seite, auch ich habe von einem Namensverwandten desselben gehört, von einem — Monsieur de Krösel — —“

„Es ist derselbe,“ sagte Astolf, „nur so in's Hochdeutsche übersetzt! — Ach! Ach! — reißt auf, ihr Wunden! — Er war mein Lehrer, mein Freund, mein — — doch, nochmals bitte ich Durchlaucht, lassen wir das! — Um jedoch wieder auf unsern Hammel zu kommen, — ich meine den Professor Tünchermeister X. — so ist er mir, was seine Kunst betrifft, in tiefster Seele zuwider. Ich bin nun einmal kein Freund dieser aufgewärmten altdeutschen Schule,

der man bei jedem Pinselstrich das fruchtlose Ringen nach Vermischung mit der altitalienischen ansieht. — Ein gewisser Henri — nicht Quatre, Durchlaucht und Excellenz, — sondern Premier, vergleicht die Gestalten, die unter dem Pinsel dieser christlich langhaarigen und deutschen Schule hervorgehen, mit den spießbürgerlichen und fratzenhaften Heiligenbildern eines Nürnberger Stadtmalers, an denen nur eine afterbürtige Religiosität und ein stupider Pietismus Gefallen finden könnten! — Bin ich nun kein Freund dieser Kunst überhaupt, so kann ich noch weniger der ihrer unglücklichen Nachahmer sein; denn weder Größe noch Heiligkeit sieht aus ihren Gesichtern — — —"

„Ha! ha!" lachte der Fürst, „Heiligkeit! Wenn nun keine da ist?"

„So soll mindestens der Teufel heraussehen!" versetzte Astolf. „Diese trockene Mittel-

mäßigkeit nichtssagender Gesichter aber ist unausstehlich, mir in den Tod zuwider!"

„Aber der Künstler," fuhr er nach einer Pause, im Anblick des fürstlichen Bildes verloren, fort, „dessen Lebensabschnitte nicht selbst Werke der Kunst genannt werden können, wird auch nie ein wahres Kunstwerk zu schaffen vermögen, und wessen ganzes Ich nicht die Flamme heil'ger Liebe und ächter Poesie durchstrahlt, und ihm im Leben Schritt vor Schritt vorleuchtet, darf nicht Künstler genannt werden."

„Ehe Ihr Euch malen lasset," sprach er weiter vor sich hin, indem er noch schärfer das Bild fixirte, — „seht doch den Mann an, der Euch abkonterfeien soll, betrachtet ihn und seine Kunst zu leben, und seht ihr ihn auf dem dürren, unfruchtbaren Boden des Prosaismus herumkriechen, seht Ihr, daß er sich nicht zu erheben vermag, weil kein Ideal in ihm lebt und ihn begeistert: o! so verlangt doch auch

von ihm nicht, daß er Eurem Gesicht eine Seele einhauche; seid zufrieden mit seinem eigenen spießbürgerlichen Geist, den er Euch aus Euren Augen, Eurer Stirne, Eurem Munde bequem wieder herausblicken läßt.“ — — —

Immer tiefer im Anschauen des Bildes verloren, vergaß er endlich sogar seine Umgebung, sank vor demselben auf ein Knie nieder und rief begeistert:

„Verzeihung hohe, schönste Frau! Ich bin doch der Glückliche, der durch die Nacht, die über Deinem Antlitz schwebt, das Licht erblickt, das Deinem blöden Maler die Augen blendete!“

Hierauf erhob er sich schnell, einen Gang durch den Saal machend.

„Durchlaucht entschuldigen gnädigst,“ flüsterte der Marschall dem Fürsten in's Ohr, „er ist vom Weine bei meinem Déjeûner noch exaltirt!“

„Thut nichts!“ antwortete der Fürst, „ich höre dergleichen Käuzen für mein Leben gern zu, selbst wenn sie bisweilen ein wenig über die Schnur hauen, wie — der — da! Wer das Künstlervolk nicht so genau als ich kennte, würde es verdammt übelgenommen haben, daß er zuletzt meine Gemahlin gar per „Du“ anredete. Hörten Sie's nicht, Marschall?“

„Wohl hörte ich's zu meinem Schrecken, Durchlaucht, da er noch dazu in purer Prosa sprach!“

„Ja wohl! in Prosa!“ versetzte darauf der Fürst. „In Versen wäre mir's durchaus nicht aufgefallen; das Du im Vers ist wohl die Fürstin längst gewöhnt!“

„Aber Prosa!“ — murmelten Beide, Astolf folgend, der auf einmal wie festgezaubert vor einem neuen Gemälde stehen blieb.

„Nun,“ rief der Fürst ihm zu, „dies Bild, nicht wahr? wird Ihren Beifall ha-

ben? Prinz Hamlet ist der Fürstin Lieblings-stück."

„Und meines auch!" fiel Astolf ein. „Auf diesem Bilde ruht eine Meisterhand! Wie sinnig ist hier der Moment gewählt, wo Hamlet die berühmten Worte: „„Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Schurke sein,"" in seine Schreibtafel eingetragen hat. Die linke Hand hält die Schreibtafel leicht umfaßt, während die rechte ungezwungen auf derselben ruht und mit umgekehrtem Stift auf die niedergeschriebenen Worte hindeutet. Hermelinmantel, Kragen und Ehrenkette sind unordentlich, aber höchst effektvoll geordnet und deuten als Nebenwerk schon auf den zerrütteten Seelenzustand Hamlet's hin. Die Brust ist bloß, ohne das Auge zu beleidigen. Meisterhaft ist die Wendung des Halses und Kopfes, und die anatomische Behandlung dieser Theile. Das Auge ist gewölbt und weit aufgeschlagen, und der alle

Beschauer dieses Bildes fesselnde, halb seitwärts nach oben gekehrte Blick schwimmt in der wechselnden Gefühlsmitte von Wehmuth und Bitterkeit. Das leise Muskelspiel um den bewegten, halbgeöffneten Mund, und das phantastisch geordnete Haar vollenden den unnachahmlichen Ausdruck dieser streng bezeichnenden Physiognomie. Man liest die niedergeschriebenen Worte nicht auf der Tafel, sondern in Hamlet's Gesicht! Dabei ist die Aehnlichkeit so frappant —"

„So?" fiel der Fürst ein, „haben Sie den Darsteller gekannt?"

„Nein," erwiederte Astolf, „ist auch gar nicht nothwendig; denn ein jedes in sich vollendete Portrait ist, — so auch dieses — Bürge für die vollkommenste Aehnlichkeit. Und," — fügte er, im Anblick des fürstlichen Bildes verloren, hinzu — „Du bist der Edle von Humor!"

„Sie irren," fiel schnell der Fürst ein,

„Sie irren sehr, 's ist Herr Leo — schlechtweg!"

Astolf erwachte wie aus einem Traume, rieb sich die Stirne und sagte: „Ah so! — — — und doch Herr von Humor!" — — und, indem er dem Bilde den Rücken kehrte: „Kreisler hilf!"

Dem Fürsten aber entging der Name nicht, und er rief freudig: „Oui mon cher, vous avez raison, le maître est Monsieur de Krösel!"

„Was!" schrie Astolf auf, „Kreisler malte das Bild, und ich erkannte sein Werk nicht sogleich!! O blöder Schüler!"

„Sur mon honneur!" fuhr der Fürst fort, „von Kreisler selbst, der am Hofe des höchstseligen Fürsten Irenäus Durchlaucht das Bild malte, und von dem ich's als Präsent empfing."

„O, blöder, blöder Schüler!" und sich heftig vor die Stirne schlagend sprach Astolf:

„Streichen Sie aus, Durchlaucht, streichen sie aus, Excellenz, von der Tafel Ihres Gedächtnisses, was ich soeben über Kunst schwatzte! Die Kunst ist redlich, doch — ihre Jünger sind untreu! — Kreisler! Kreisler! Dich nicht wiedererkannt zu haben!! —

„Potz Faselei und kein Ende!" rief etwas erzürnt der Fürst. „Jetzt kommen Sie, sonst wird mir's zu bunt, und lassen Sie uns von ernsthafteren Angelegenheiten reden; denn Sie stehen wirklich in Gefahr, was weniges überzuschnappen!

Der Marschall öffnete das Kabinet des Fürsten. Beide traten ein, Astolf folgte gleich.

VII.

Am andern Tage gegen Mittag saß die Fürstin, welche eine unruhige Nacht gehabt hatte, und in Folge derselben sich etwas unwohl fühlte, in reizendem Negligee auf ihrem Sopha, vor

dem ein Tisch stand, auf welchem belletristische Zeitschriften lagen, die sie durchblätterte. Oft sank ihr schöner Oberkörper zurück auf das Sopha, Kopf und Augen erhoben sich gegen die Decke des Zimmers, als wenn sie über das Gelesene nachzudenken schiene. Sie saß vis-à-vis einer Glasthüre, deren Fenster nach innen zu mit seidenen aber etwas verschobenen Vorhängen drapirt waren. Diese Thür führte in das sogenannte fürstliche Ahnenkabinet und enthielt die Bildnisse der Vorfahren des fürstlichen Paares. In diesem Kabinete saß vor einer Staffelei Astolf, die Portraits einiger Ahnen kopirend, um, dem Auftrage des Fürsten gemäß, ein Familienbild zu gruppiren.

Das war der Spaß, den sich Se. Durchlaucht ausersonnen, von dem er früher im Bildersaale unserem Maler einen Wink gegeben, und den er jetzt, ohne daß die Fürstin etwas davon wissen sollte, auszuführen gedachte.

Sie hatte aber durch irgend eine weibliche Hofschranze davon Nachricht bekommen, die sie wohlgefällig aufnahm und belohnte, weil ihr dadurch die längst mit Sehnsucht gewünschte Gelegenheit gegeben ward, sich dem geliebten Fremden, ohne den Schein eigenen Bemühens und Zuthuns gegen sich zu haben, nähern zu können.

Der Maler saß trunken und verloren im Anblicke der reizenden Frau, die er von seinem Kabinete aus durch den verschobenen Vorhang vollkommen erblicken konnte, ohne daß sie ihn wahrzunehmen im Stande war.

Die Konturen der Ahnenköpfe hatte er bereits entworfen, noch ehe ihm die Fürstin auf ihrem Sopha sitzend, sichtbar ward; er war eben im Begriff in die Mitte des Bildes die Konturen der Fürstin zu entwerfen, als sie sich der erwähnten nachdenkenden Lage auf dem Sopha hingegeben hatte. Aber erstarrt ruhte die

Hand auf der Leinwand, er verlor sich im Anschauen; sein Herz pochte ungestüm, die Hand fing an zu zittern, und bewußtlos entfiel ihm der Pinsel. Das Fallen desselben zu Boden, mit dem ein unwillkürliches: „O Gott!“ seinen Lippen entfuhr, hatte ihn, wie die Fürstin, die mit den Worten: „Was ist das?“ vom Sopha auffuhr, zugleich aufgeschreckt. Sie eilte zur Thür, riß diese hastig auf, und der Maler stand ihr auf wenige Schritte gegenüber.

Die Fürstin sah sich scheinbar verwundert im Kabinete um, blickte Astolf mit erkünstelter Ruhe an, dann das auf der Staffelei ruhende Bild, den auf der Erde liegenden Pinsel und wieder den Maler, der todtenbleich, mit zitternden Lippen dastand, unvermögend ein Wort der Entschuldigung hervorzubringen.

„Fahren Sie fort!“ sprach die Fürstin mit wundervollem Klange, der dem Künstler durch Mark und Bein vibrirte, und indem sie auf

den am Boden liegenden Pinsel wies: „Fahren Sie ruhig fort, ich bleibe Ihnen stehen; so, mein' ich, werden Sie's bequemer haben, — Nicht? — o fahren Sie doch fort!"

Astolf raffte alle Kräfte, die ihm zu Gebote standen, zusammen, bückte sich, ergriff den Pinsel mit Hast, schleuderte ihn aber schnell wieder von sich und stürzte zu der Fürstin Füßen nieder. Diese trat einen Schritt zurück; — er erhob sein Angesicht zu ihr hinauf; — vier liebeglühende Augen brannten trunken ineinander, ein Meer unnennbarer Gefühle und Wonnen überstrahlend; — der Thau süßer Sehnsucht, Hoffnung und Liebe floß aus dem Auge der Fürstin in einer Perle auf Astolf hernieder, und kein Laut störte die Scene.

VIII.

„Haben Sie," sprach andern Tages der Fürst zu dem zur Tafel geladenen Künstler,

„wohl Lust, — versteht sich mit Erlaubniß der Fürstin, — das Ahnenkabinet anzusehen, und nach dem Diner eine Stunde Zeit an die versprochene Kopie zu verwenden?“

„Was kann ich dagegen haben?“ antwortete die Fürstin, „da ich hoffentlich durch kein Geräusch bei dem angefangenen Briefe, den ich heut Abend noch zu enden denke, gestört sein werde.“

„Mit Vergnügen,“ versetzte der Maler, „füge ich mich dem gnädigen Befehle, und darf bestimmt versprechen, daß die durchlauchtigste Fürstin durch nichts gestört werden soll, so wenig als Höchstdieselbe es gestern ward, wo ich noch nicht im Kabinete war. Zugleich verspreche ich heut mit so viel Lust und Liebe an das Werk zu gehen, daß der durchlauchtigste Herr mir morgen gern bekennen werden, die Arbeit sei so rasch vorgeschritten, als hätte ich gestern schon damit begonnen!“

„Köstlich!“ flüsterte der Fürst dem Hofmarschall in's Ohr.

„Nur eins erbitte ich mir,“ fiel die Fürstin, sich zum Maler wendend, ein, „daß ich künftighin nie die Stunde wissen will, wann sie im Kabinet die Arbeit fortzusetzen denken; denn nur durch den Gedanken, Jemand neben mir zu wissen, werd' ich schon gestört. Heute jedoch, da ich es nun einmal zugesagt, mag's drum sein.“

„Göttlich!“ lispelte der Fürst abermals dem Marschall zu; dann sich zur Fürstin wendend sagte er:

„Unser Künstler, dem Romantischen bis zur Leidenschaft ergeben, wird sicher Sorge tragen, daß Sie es nie erfahren, und wohlbedächtig jene Stunde wählen, wann Sie wahrscheinlich ihn nicht erwarten, wie z. B. gestern, — Ich will es Ihnen nur gestehen, — wo er im Kabinete war, und Sie nicht die geringste Ahnung davon hatten.“

„Wie?“

„Wie?“ fragte die Fürstin erstaunt.

„Lassen wir das, Geliebte,“ erwiederte der Fürst lachend, — „lassen wir das, — und betrachten wir das Ganze vor der Hand als eine theatralische Intrigue.“

„Die ihren Anfang schon, scheint es, mit dem Tasso hatte,“ fiel Astolf ein, „wo ich zum ersten Male das Glück genoß, von Ihro Durchlaucht bemerkt zu werden.“

O, müssen Sie mich an Tasso erinnern!“ entgegnete etwas ungehalten die Fürstin, „an jene Vorstellung, da mir so unwohl ward, und die so störend auf mich wirkte, daß ich mich heute erst wieder fähig fühlte, der Tafel beizuwohnen.“

„Vergebung, Durchlaucht, daß ich Sie daran erinnerte; ich wußte nichts von diesem Unwohlsein,“ fügte Astolf bedeutungsvoll hinzu. „Ich meinte etwas Anderes.“

„Er meint den Pinsel,“ raunte der Hofmarschall dem Fürsten in's Ohr.

„Der Fürst, der vor Lachen kaum zu Worte kam, rief über die Tafel: „Er meint den Pinsel, meine Illüstre! Ja, ja, der Pinsel spielt in unserem Drama eine bedeutende Rolle. Es lebe der Pinsel, wie die gesammte Kunst!" Hier stieß er, auf den Maler freundlich blickend, indem er das Glas erhob, mit dem Fuß desselben an das der Fürstin klingend an, die hierauf das ihrige ergriff, es an die Lippen setzte und mit den darüber funkelnden Augen Astolf bedeutungsvoll maß, der, gegen das fürstliche Paar sich tief verneigend, auch sein Glas leerte.

Die Tafel war aufgehoben, der Fürst führte seine Gemahlin am Arme in ihr Kabinet, klagte, wie es ihn schmerze, daß sie am Besuch des heutigen Theaters nicht Theil zu nehmen wage, und beurlaubte sich von ihr für diesen Abend.

Astolf verfügte sich in sein Atelier. Eine volle Stunde fast arbeitete er unausgesetzt an dem Familienbilde. Es bedurfte des Sitzens

der Fürstin nicht; ihre Physiognomie hatte sich so lebhaft in seinem tiefsten Innern eingebrannt, daß die Kunst aufhörte Kunst zu sein, um ihr Bild auf todte Leinwand vollkommen lebendig hinzuhauchen

Aber als der Wagen des Fürsten durch den Schloßhof flog, flogen zwei Glückliche sich in die Arme! —

XI.

Das Familienbild war fertig. Mehr als einen Monat Zeit hatte der Künstler zur Vollendung gebraucht. Es war ein Meisterstück geworden, und der Fürst fühlte sich doppelt beglückt, als die Fürstin bei Ueberreichung desselben in die ausschweifendsten Lobeserhebungen über den Künstler ausbrach, eine Schwachheit, oder vielmehr ein Sichvergessen, wie sie, ihrem Charakter nach, nie sich hatte zu Schulden kommen lassen. Das scheinbar gegebene Dementi

war von wichtigen Folgen auf das spätere Benehmen der Fürstin, und rächte sich in der Folge empfindlich an unserem Helden.

Das Familienbild war fertig, und das engste innigste und unbeschränkteste Verhältniß zwischen Fürstin Adolphine und Astolf zugleich gegründet. Nicht nur die Stunden, in welchen dieser daran arbeitete, sondern jede andere waren, wie es die Umstände erlaubten, den Liebenden zu Gebot, ohne daß der Fürst davon die geringste Ahnung hatte.

Hofmarschall, Kammerherren, Hofdamen, und wie sonst das submisse Gefolge durchlauchtiger Personen heißt, würden, wenn auch in ihnen eine leise Ahnung über irgend ein besonderes Verhältniß mit dem erkorenen Günstling aufgetaucht wäre, durch den dabei verbundenen Schrecken, den ein solcher Gedanke in ihrer Stellung nothwendig mit sich führen mußte, zu der ihnen gebührenden Besinnung über

die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses gekommen sein.

Dessenungeachtet hielt die Fürstin es nicht für unnütz, fast täglich ihrem Freunde die möglichste Vorsicht zu empfehlen, so submiß die fürstliche Umgebung auch war.

Nicht selten aber kamen dem Geliebten diese oft wiederholten Einschärfungen lächerlich, zuweilen sogar seinem Zartgefühl und seinem überschwänklich liebenden Herzen kränkend und beleidigend vor.

„Angebetete Adolphine," entgegnete er ihr endlich einmal, „Liebe, wenn sie die Staffel des höchsten Vertrauens erstiegen, fühlt auch die Eitelkeit, wo es ohne Verrath an ihr geschehen kann, ihren Triumph hier und da öffentlich zu feiern, und es ist Pflicht, ihr zuweilen die süße Genugthuung zu gewähren, daß sie allein die Königin der Welt, die Alle beherrscht, den Monarchen wie den Bettler, daß sie die

Sonne, die ihre Blumen nicht nur in Treibhäusern zieht, sondern auch aus offenem, freiem Felde hervorruft."

Auf diese Ansicht versetzte aber die Fürstin ernst, doch sanft:

„Astolf, Dein bin ich, Dein auf ewig; nur begehre nicht, daß unsere Liebe je vor der Welt sich zeige. Geizt Dein Herz darnach, dann hab' ich aufgehört zu lieben, und Rache tritt für Liebe ein; denn nicht ertragen könnte ich's, wenn Uebermuth sich aus den Schranken stillen Glück's erhöbe! Das merke Dir mein lieber, theurer Freund!"

Das Vertrauen der Fürstin zu Astolf stieg von Tag zu Tag, jemehr sie wahrnahm, wie Liebe und Dankbarkeit ihn fesselten, und ihn vor jedem unvorsichtigen Schritte bewahrten. — Den Höhepunkt hatte dies Vertrauen erstiegen, als sie ihm einen Schlüssel zu einer verborgenen Thür überreichte, durch die er jeden

Augenblick, wenn's ihm gefiel, zu ihr eilen durfte, und ihn genau unterrichtete, wann und auf welchem Wege der Fürst sie besuche.

„Mehr," sagte sie unter Thränen, „mehr, Geliebter, kann ich Dir nicht geben, als diesen Schlüssel, ein Geschenk, das Dir theurer sein muß, als wenn ich Dir die Fürstenkrone reichte! Mißbrauche ihn nie! Mit ihm hab' ich mein ganzes Selbst an Dich verkauft, jedwedem Verrath mich bloßgestellt, jedweder Schande preisgegeben. Besiegelt mehr, als mit dem eigenen Blute selbst, hab' ich dadurch das Vertrauen, das ich in Dich setze. Mißbrauche es nie!"

„Du hast Dich nicht in mir geirrt, geliebte Adolphine," sprach Astolf darauf, „und wüßte ich einst den Himmel mir mit diesem Schlüssel zu eröffnen, und Du wiesest mir den Platz in der Hölle an, der Schlüssel bliebe selbst in der Hölle mir ein Heiligthum, ein Talisman, mit dem ich jede Qual durchkämpfte."

Lächelnd und beruhigt neigte die Fürstin das schöne Antlitz. —

X.

Der Fürst war entzückt über die wiedergewonnene Heiterkeit und frohe Laune der fürstlichen Gemahlin; der ganze Hof theilte mit ihm diese Freude, besonders aber war dem Hofmarschall ein Stein vom Herzen gefallen, über die plötzliche, ihm bisher unerklärbare veränderte Gemüthsstimmung der hohen Frau. — Man zerbrach sich den Kopf über die Ursache dieses Wechsels, und so viel Köpfe darüber sannen, so viel verschiedene Urtheile kamen zum Vorschein. Der Eine schrieb es dem günstigeren Wetter zu; der Andere dem weisen Einflusse des Leibarztes; ein Dritter der geregelten, diätetischen Lebensweise der Fürstin, die durch minderen Besuch von Gesellschaften und Bällen zu keiner Störung ihrer Stimmung Veranlassung gäbe, und so fort. —

Aber nur der Fürst hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, und äußerte sich darüber in einer Assemblee, bei welcher die Fürstin nicht zugegen war, indem er unumwunden behauptete: des Malers Ankunft in der Residenz sei allein die Ursache; denn seine Gemahlin habe eigentlich längst eines geistreichen Umgangs schmerzlich entbehrt, wie sie ihm selbst dies öfters gestanden, — die monotonen täglichen Whistparthien seien ihr längst zum Ekel geworden, — ihr Geist habe sich nach gesunderer und kräftigerer Nahrung gesehnt; sie, selbst eine ausgezeichnete Kunstdilettantin, habe bisher Niemand gehabt, mit dem sie sich im Felde der Kunst zu ergehen vermocht; — da sei so recht wie vom Himmel herab der Maler gekommen, der außerdem, daß er ein ganz vorzüglicher Künstler, überdies noch ein wahrer Hexenmeister in den belles lettres sei.

Der Hofmarschall war verblüfft über diese

scharfsinnige Wahrnehmung, und stimmte dem Fürsten unbedenklich bei. Hofdamen und Kammerfrauen sahen gleichfalls ganz deutlich ein, wie treffend Serenissimus den Zustand der Dinge zu entwickeln wußte, und konnten sich nicht genug über ihre Bornirtheit verwundern, nicht früher darauf verfallen zu sein, da sie doch mehrmals des Malers öffentlichen Vorträgen über Kunst, und Vorlesungen aus klassischen Schriftstellern in den wöchentlichen Hof-Cercles beigewohnt, und gesehen hätten, mit welcher besonderen Aufmerksamkeit die durchlauchtigste Frau besonders den Mittheilungen aus Dichtern, wie Shakspeare, Calderon, Göthe u. s. w. zugehört, ja, wie es Durchlaucht selbst ein Mal eingefallen sei, in ihrer höchsten Herablassung einen Dialog aus Romeo und Julie mit dem Maler vorzutragen, worüber mit Recht Alles in Entzücken gerathen.

Der Leibarzt versicherte, wie er innig über-

zeugt wäre, daß an der gnädigsten Frau der Maler, ohne selbst Arzt zu sein, und ohne es zu wollen, eine prophylaktische Cur gemacht habe, denn man wisse nicht, welche Gefahr vor eintretender Saison noch obschweben könne, und daß diese geistigen Anregungsmittel als wahre Vorstudien zu dem Gebrauche des Kissinger Wassers zu betrachten seien, indem zu dessen vollständiger Wirkung der Körper dadurch empfänglicher gemacht worden, und selbst der von ihm früher projektirte Aderlaß nunmehr nicht mehr nöthig sei.

Der alte Kanzleidirektor, Freiherr von Linsenfeld, bemerkte, wie auch er zu seiner großen Verwunderung sich jetzt überzeuge, daß nur nach solchen Vorbereitungen die Badecur recht eigentlich anschlagen werde; nur wolle er höchst unmaßgeblich und in aller Unterwürfigkeit hinzufügen, daß nach vollendeter Badesaison es wohl gerathen sein möchte, zur alten Gewohn-

heit eine Zeitlang mindestens wieder zurückzukehren, indem das allerdings etwas schwächende Wasser sich mit einer geistigen Nachcur nicht wohl vertragen, und ein Boston- oder Whistspielchen angewandter sein möchte, besonders da die gnädigste Frau stets dasselbe mit einer gewissen Zerstreuung zu behandeln liebe, wobei unmöglich der Kopf viel leide, und irgend eine schädliche Rückwirkung zu befürchten stände.

„Das Alles sind ganz verkehrte Ansichten!" fiel der Fürst ein. „Gerade geistige Anstrengungen bei vorherrschender körperlicher Schwäche wirken am kräftigsten und sichersten bei meiner Gemahlin. So klagte sie heut den ganzen Tag über heftige Migräne; alle verordneten Riech- und Einreibmittel unseres sonst trefflichen Medizinaldirektors und Leibarztes halfen nichts! — Sie verschrieb sich selbst das beste Mittel: eine Parthie Schach mit dem Maler, und ich wette, noch heute Abend zu erfahren, daß diese

sie, wie schon oft, curirte, — und eine Parthie Schach mit dem Maler zu spielen, ist keine kleine Aufgabe! Er spielt das Spiel trotz Philidor; denn noch nie gelang es der Fürstin, ihn matt zu machen, obwohl ich von seiner Seite zuweilen diese Galanterie erwartet hatte. O sehen Sie, liebe Comtesse Graubeere, sich doch nach ihrem Befinden um!"

Die Gräfin ging.

"Durchlaucht," nahm die Baronesse Gelblaub das Wort; "halten zu Gnaden, wenn ich für geistige Anstrengung durchaus nicht stimmen kann. Mein Sohn, der Kammerherr des Fürsten Irenäus Durchlaucht, lieferte davon ein trauriges Beispiel. Er fühlte den Trieb in sich, es an diesem Hofe zwei dort lebenden großen Geistern nachthun zu wollen, und mußte schwer dafür büßen. Der eine war der daselbst unter dem Namen ""Meister Abraham"" bekannte Magier, Mystiker, oder wie man ihn

sonst nennen mag. Er war ebenfalls, wie unser Maler, absonderlich auf das Schachspiel versessen. Niemand war im Stande ihm eine Parthie abzugewinnen, außer zuweilen jener wunderliche Kapellmeister „„Johannes Kreisler.““

„Monsieur de Krösel! oui, je l'ai connu,“ fiel der Fürst ein.

„De Krösel, par la grâce du Prince Irenée,“ fuhr die Baronin fort. „Mit diesem verband sich mein Sohn, der Kammerherr, zu seinem großen Unglück. Kreisler oder de Krösel fing die abenteuerlichsten Aventüren mit ihm an, um wo möglich es dahin zu bringen, dem Meister Abraham eine Parthie abzugewinnen. Er unterrichtete ihn in allerlei magischen Kunststücken, die sein Ingenium kaum zu fassen vermochte, verrieth ihm mancherlei dem Meister Abraham abgelauschte Vortheile im Schachspiel, und suchte ihn darauf aufmerksam zu ma-

chen, daß die Kunst, dem Meister eine Parthie abzugewinnen, vorzüglich darin bestände, ihn während des Spiels, und besonders wenn er einen verfänglichen Zug vorhabe, zu verwirren."

„Das gelang meinem Sohne, dem Kammerherrn, auch einmal ganz vortrefflich, indem er allerlei tiefsinnige philosophische Gespräche während des Spiels anknüpfte, und den scharfsinnigen Satz aufstellte, daß alle der Natur abgelauschten Wahrheiten, wenn der Mensch versuche, sie im praktischen Leben anzuwenden, nur als elende Nachpfuschereien gälten, zu ganz gemeinen Vexirkünsten herabsänken, und sich strafend rächten, da nicht selten überdies noch ein Betrug dahinterstecke; der Meister möge nur an sein unsichtbares Mädchen denken."

„Abraham fuhr nach der verfänglichen Rede mit dem Kopfe vom Schachbrette auf, den Dozenten scharf anblickend. Dieser aber nahm den

Augenblick wahr, und stand im Begriff seinem Gegner Schach und Matt anzusagen, als der Springer desselben meinem Sohne, dem Kammerherrn, auf die Nase sprang, ohne daß er es ahnte, darauf mit einem heftigen Knalle zerplatzte, das Nasenbein auf eine schauderhafte Weise lädirte, den Zipfel der Nase nicht zu gedenken, der auf die Spitze der Krone Sr. Majestät des schachgebotenen Königs herabfiel und sich daselbst aufspieste."

„C'est exécrable!" rief der Fürst.

„Und miserabel," fiel der Oberforstmeister von Finkenstein ein. „Der Kerl hatte gut knallen, da er, wie ich aus sicherer Quelle weiß, in seinem Leben keine Flinte abgeknallt. Das sind die Helden unserer Tage!"

„Das Schrecklichste bei der Sache ist," fuhr die Baronin Gelblaub fort, „daß eigentlich meines Sohnes, des Kammerherrn, Lehrer, Mentor, oder wie ich ihn nennen soll, den ganzen

zen

zen Vorfall veranlaßte, aus lauter Menschenfreundlichkeit, wie dieser Schalksnarr dem theilnehmenden Hofe versicherte, ihn von künftigem Fürwitz — so drückte er sich aus — abzuhalten, weil mein Sohn, der Kammerherr, den Kreisler einst beim Fürsten Irenäus einen Naseweis geheißen, und jener diese Wahrheit nun an meines Sohnes eigener Nase rächen wollte. Seit diesem Vorfalle kränkelte er fort und fort, die Nerven waren zu sehr angegriffen, er erlag nach wenigen Jahren an Krämpfen, in Folge der schwer verletzten Nase!"

„Das ist eine wahrhaft tragi-komische Geschichte!" sagte der Fürst, „sie überrascht mich aber nicht; denn dergleichen wundersamer Dinge geschahen mehrere an dem Hofe des trefflichen, höchstseligen Fürsten Irenäus."

„Dieser Kreisler überhaupt, der nun auch das Zeitliche, trotz alles Widerstrebens, gesegnet, da er am Leben hing, wie die Auster an

der Schale, war eine dämonische Menschengestalt, die ihren Spuk absonderlich an Höfen trieb, und, wie er gesagt haben soll, die Großen der Erde deshalb gern haranguirte, weil die Kleinen im Volke ihn nicht verstehen wollten. Mit Beiden trieb er aber, bei rechtem Lichte besehen, allerlei Narrethei. Nun, Gott hab' ihn selig! er konnte nicht anders; — redlich, sagt man, soll er's bei allem Spuk, im Leben, wie in Schriften, doch gemeint haben — —"

Hier kam die Gräfin Graubeere von ihrer Sendung zur Fürstin zurück.

„Nun?" rief ihr der Fürst entgegen.

„Durchlaucht läßt für gnädige Theilnahme danken: der Maler habe zwar Höchstsie wie gewöhnlich zwei Mal im Schach besiegt; die Migräne aber sei verschwunden."

„Bravo!" sprach der Fürst. „Sagt' ich's nicht? Nun das freut mich herzlich!

Die Gesellschaft trennte sich in fröhlichster Stimmung.

XI.

Mehrere Monate gingen in Glück und Freude vorüber; nichts trübte die Heiterkeit des Hofes, nichts das Verhältniß des innig verbundenen Paares. Astolf schwamm in einem Meere von Seligkeit. Konnte er bei Tafel, Assembleen und im Theater der Fürstin nicht immer gegenüber sein, so entschädigte ihn jene Stunde, die durch die geheime Pforte ihn zu der Geliebten führte.

Aber nicht immer ohne Gefahr für die hohe Frau waren diese Zusammenkünfte, da die Glut der Leidenschaft, durch Zeit und Gewohnheit gesteigert, unseren Helden, selbst auf die Gefahr hin entdeckt zu werden, zuweilen zu kühnen Wagstücken verleitete, was die Fürstin sehr mißbilligend aufnahm. Sie bat ihn oft unter heißen Thränen, ihren Ruf nicht auf das Spiel

zu setzen; der Freund bat dann innig erschüttert um Verzeihung und versprach sein leidenschaftliches Blut sicher zu bezähmen.

Die Aengstlichkeit der Fürstin aber, die in ihrer Phantasie sich einen möglichen Verrath mit den grellsten Farben ausmalte, nahm von Tag zu Tag zu, und steigerte sich so, daß sie sogar dem Freunde mehrmals, wenn sie sich nicht ganz sicher glaubte, diese und jene Stunde der Zusammenkunft abschlug, die sie früher, unter gleichen Verhältnissen und Umständen, gern gestattet hatte.

In Astolf's Brust tauchten Zweifel auf, ob dies nicht der schon mehrmals gefürchtete Anfang der Abnahme ihrer Liebe zu ihm sei. Oefters versuchte sie, und nicht ohne Erfolg, diesen Zweifel zu beschwichtigen; aber je häufiger er wiederholt ward, je empfindlicher wurde sie, und nicht selten geschah es, daß ihr Astolf mit demselben sogar lästig fiel.

Theils um ihn an die ihr so nothwendig scheinende Mäßigung seiner Glut zu gewöhnen, theils auch, um dem Hofe ein Beispiel zu geben, daß er nicht immer um sie sein müsse, bat sie den Freund zuweilen, bei diesem und jenem Abendzirkel nicht zu erscheinen, worein er sich ein paar Mal schmerzlich fügte.

Eines Abends aber, wo sie sein Kommen sich ebenfalls verbeten, und selbst dem Fürsten davon Mittheilung gemacht hatte, ließ die Sehnsucht nach ihr unserem Maler keine Ruhe.

„Was wird es denn sein,“ sagte er zu sich selbst, „wenn ich, der ich ja ungeladen erscheinen darf, trotz ihres Verbotes, den Gang zur Gesellschaft wage? Adolphine allein weiß ja nur um dies Verbot, und ich hoffe sie durch meinen Anblick sicher dasselbe, wo nicht vergessen zu machen, sie doch wenigstens nicht zürnend aufzuregen.“

Mit diesen Gedanken trat er in die Gesellschaft ein.

Die Fürstin erschrak aber heftig über sein Erscheinen, auf das er so sehr vertraut; der innere Zorn über die Keckheit, wie sie sein Kommen deutete, stieg als Purpurglut auf ihre Wangen. Der Fürst, sammt den Geladenen, sahen sie bedeutungsvoll an; — die innere Scham wollte sie ersticken! Unwillkürlich entfuhren ihr die an Astolf gerichteten Worte: „War das so Sitte, Herr Maler, an Ihrem Hofe, wo Sie erzogen — —" Sie konnte nicht weiter reden!

„Vraiment un chef-d'oeuvre d'impertinence!" sagte der Fürst entrüstet.

„Luft! Luft!" rief die Fürstin, und war im Begriff zu Boden zu sinken, als Astolf sie in seine Arme auffing.

„Zum Leibarzt! zum Leibarzt!" schrien Alle. „Zu Bette! zu Bette!" rief der Fürst, und zog gewaltig die Schelle.

Astolf eilte mit der Fürstin, die bewußtlos in seinen Armen lag, zur Thüre hinaus, ihren Appartements zu. Kammerdiener und Lakeien stürzten ihm entgegen, die Fürstin zu nehmen.

„Geht zum Teufel!“ rief er. „Oeffnet die Thüre!“ — Es geschah, und in dem zuerst erlangten Zimmer legte er die fürstliche Frau auf eine Ottomane nieder. Der Fürst eilte keuchend nach.

Nach wenigen Augenblicken schlug sie die Augen auf, und als sie Astolf über sich liebevoll hingeneigt erblickte, rief sie voll Zorn: „Hinweg, Verwegner! hinweg!“

Die Masse der Versammlung drängte den Maler zur Thüre hinaus.

Er war im Begriff wieder umzukehren, als der herbeigeeilte Leibarzt ihm entgegentrat. Diesen erblickend, verließ er beruhigt das Schloß. Die Gesellschaft folgte.

Ein Aderlaß sollte angewendet werden; al-

lein die Fürstin erholte sich ohne diesen bald. Sie ward zu Bette gebracht; der Fürst wollte trösten, der Leibarzt aber bat, Ihro Durchlaucht Ruhe zu gönnen. Ersterer entfernte sich, nachdem er dem Arzte das Versprechen abgenommen, im Nebenzimmer die Nacht hindurch zu wachen.

Die Fürstin schlief nach kurzer Zeit beruhigt ein, und der ärgerliche Auftritt ging ohne weitere Folgen für ihre Gesundheit glücklich vorüber.

XII.

Andern Morgens, und zwar sehr früh, ging Astolf nach einer fürchterlich durchkämpften Nacht zum Hofmarschall, der ihm vorzüglich gewogen, und von dessen Theilnahme und kräftiger Unterstützung er sich alles versprach. — Nach hinlänglichen, dem Maler gemachten Vorwürfen über seine Unbesonnenheit, die derselbe trotz al-

les Aufwandes von Beredtsamkeit doch nicht ganz abzulehnen vermochte, versprach endlich der Marschall das seinige noch heute thun zu wollen, da, nach so eben eingezogener Nachricht, Ihro Durchlaucht gut geschlafen, und sich wieder ganz wohl befänden; nur rathe er dem Künstler, persönlich keine einleitenden Schritte zu thun.

Dieser Rath schien in der hochwichtigen Angelegenheit auch offenbar der beste; denn nicht nur der Marschall, sondern sogar der Fürst wären bei der tief Gekränkten viel bessere Fürsprecher, als es Astolf selbst gewesen sein würde.

Beide suchten besonders die beliebte Schattenseite der bürgerlichen Herkunft Astolf's herauszustellen, nach welcher von ihm durchaus keine Courtoisie, kein Savoir vivre zu verlangen sei.

Das war allerdings ein sehr wichtiges Argument, aber auch ein Glück zugleich war es,

daß sie von Peter Schlemihl nichts wußten, den es, ohne das „von" vor seinem Namen zu haben, gewaltig genirte, keinen Schatten zu besitzen.

Was die Beredtsamkeit der Verbündeten betrifft, so bedeckte sich besonders der Fürst mit Ruhm, und nur selten konnte der Marschall supplirend einfallen, so erschöpfend verbreitete sich der fürstliche Demosthenes.

„Benutzen Sie, meine Illüstre," sagte er unter andern, „diese Menschen, wie Sie sie eben gebrauchen. Es würde Ihnen, dünkt mich, viel Genuß entgehen, wenn ich den Frevler verdientermaßen des Landes verwiese. Wer würde Ihnen aber dann ferner ästhetische Vorlesungen halten, wer mit Ihnen so zu Ihrer Zufriedenheit Schach spielen? — Nur möge es Ihnen, Geliebte, nicht mißfallen, wenn ich die Bitte stelle: ihn zwar in Gnaden wieder auf- und anzunehmen, doch so viel als möglich in

Ihren Appartements; vom Hofe selbst, bei Soirées und dergleichen, aber fern zu halten. Es ist nur des Eclat's wegen!

Auf diese Bedingung ergab sich die Fürstin endlich, und sie befahl dem Marschall, den Maler auf den Abend zu einer neuen Parthie Schach einzuladen, jedoch unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß er des gestrigen Vorfalles mit keiner Sylbe erwähne.

Nachdem der Künstler dem Hofmarschall ein kräftiges Handgelöbniß darauf gethan, fuhr dieser mit einem lauten Schrei auf, versicherte aber bald witzig genug darauf, wie er bisher irrig nur der Meinung gewesen, sein Pedal sei ein Knecht des Podagra's; — nun zweifle er aber keinen Augenblick mehr, daß auch das Chiragra bei ihm im Anzuge sei.

Astolf erschien zur festgesetzten Stunde bei der Fürstin. Das Schachbrett war bereits mit den Figuren aufgestellt. Beide setzten sich nach

gegenseitiger stummer Begrüßung vor demselben nieder.

Ob und wie das Mißverhältniß wieder hergestellt ward, ob und wie die zum ersten Male getrennten Herzen sich wieder zusammenfanden, müssen wir wegen mangelnder Quellen verschweigen; denn weder das Zeugniß des Bedienten, der dem Maler hinunterleuchtete, und zu seinem Schrecken ein werthvolles Goldstück — in der Zerstreuung wahrscheinlich auf seinen Leuchter geworfen — erblickte, noch das der Kammerfrau, der die Fürstin nach der Entkleidung gnädig lächelnd die Hand zum Kusse reichte, giebt darüber genügende, vollgiltige Aufklärung.

Mit Ueberzeugung darf aber versichert werden, daß in der Folge die vollkommenste Aussöhnung sichtbarlich bemerkt ward, da die Fürstin, dem erhaltenen Winke gemäß, sich immer mehr und mehr in ihre Appartements mit dem

Maler zurückzog, der Stunden nicht zu gedenken, in welchen dieser durch die heimliche Pforte unbemerkt zu ihr schlich.

XIII.

Die Bade-Saison nahte heran, aber zu großem Verdruß der hohen Frau.

Sie hatte leider früher dem Gemahl und Leibarzt versprochen, jedenfalls diese Saison zu einer Erholungsreise zu benutzen, und mußte nun durch viele und dringende Vorstellungen, die den Beweis führten, daß ihre Gesundheit im vollkommensten Zustande sich befinde, alles aufbieten, bis sie es dahin brachte, daß beide endlich von ihrem Wunsche abstanden.

Auf einmal aber, und je näher die Zeit heranrückte, fanden Fürst und Leibarzt sich veranlaßt, den Faden wieder anzuknüpfen, da die Fürstin auf's Neue zu kränkeln anfing, eine ganze Woche von der Tafel zurückbleiben mußte,

und ein gereizter Nervenzustand eintrat, der, von Tag zu Tag sich steigernd, zu wiederholten Besorgnissen Veranlassung gab.

In der That litt die Fürstin körperlich sehr, und eine bedeutende geistige Verstimmung trat als nothwendige Folge ein; denn selten ging ein Tag ohne heftige Migräne oder Krämpfe vorüber.

Der Leibarzt schwitzte gewaltig über der Erklärung dieser Metamorphose, die der Fürst oft ungestüm von ihm verlangte, und die er doch nicht zu geben vermochte.

„In's Bad! in's Bad, Durchlaucht!" war der Refrain jeglicher Unterhaltung, mit ihm sowohl als mit der Fürstin, darüber. Diese aber verweigerte hartnäckig ihre Zustimmung. Der ganze theilnehmende Hof gerieth in große Bestürzung und Verwirrung, und als auch der Fürst nach vielem angestrengten Nachdenken sich in Zweifel und Hypothesen zu verwickeln an-

fing, versuchte es endlich der scharfsinnige Hofmarschall, Serenissimus mit einer ihm gekommenen nagelneuen Idee bekannt zu machen, die, könne sie zur Ausführung gebracht werden, sicherlich zum Ziele führen müsse.

„Durchlauchtigster Herr!" redete er einst den Fürsten an, „wie wäre es, wenn Höchstdieselben dem Maler zu befehlen geruhten, sein Möglichstes zu versuchen, um die Fürstin zur Reise zu bewegen?"

„Comment? was glauben Sie? wie können Sie argumentiren, daß, wenn meine Bitten nichts über die Fürstin vermochten, der kaum wieder zu Gunst gekommene Maler dies bewerkstelligen werde?"

„Doch, doch, Durchlaucht!" fiel der Marschall ein, besonders wenn Höchstsie geruhen wollten, dem Maler die Erlaubniß zu ertheilen, der gnädigsten Frau in's Bad folgen zu dürfen; denn ich glaube immer, daß die zu fürch-

tende Entbehrung seines Umgangs die Fürstin zurückhält, sich den höchsten Wünschen zu fügen. Trauen Sie mir, gnädigster Herr, als altem Praktikus die erprobte Erfahrung zu, daß nichts so sehr im Leben Platz und festen Fuß fasse, als langgeübte Gewohnheit."

„Sie mögen nicht unrecht haben, Marschall," versetzte der Fürst, „da ich diese Wahrheit täglich an mir selbst verspüre. Allein, welchen Eclat wird diese gleichzeitige Reise machen? Was wird die Chronique scandaleuse sagen?"

„Sie wird schweigen und einen hinlänglich rechtfertigenden Grund in dem eben ausgesprochenen Erfahrungssatze finden," antwortete der Marschall.

„Bon! Aber wann und wie bringen wir ihn sans rancune in's Bad? Soll er vorher reisen, gleichsam — so — als — Quartiermacher? — Schickt sich nicht! — ist keine Hofperson — gehört gar nicht dazu — hat

keine Charge. — Und nachher? Wer steht dafür, daß die Fürstin ihn nur einen Tag entbehren mag? — — verwickelte Geschichte — das! — Mit den Küchenwägen wird er nicht reisen mögen — sein verdammter Künstlerstolz —"

„Wie, wenn Durchlaucht ihm zuvor den Charakter eines Hofmalers ertheilten? — der — so mitgenommen wird, — Gegenden aufzunehmen, — pikante Badescenen — als dereinstige angenehme Reminiscenzen, — — oder selbst als Portraiteur erlauchter Häupter — wenn anders welche kommen. — Und dann könnte er wohl zur Noth der Hof-Elite so gleichsam — beigepackt werden. —"

„Auch dagegen will ich nichts einwenden," fiel der Fürst ein; „wie aber, wenn die Fürstin sich dennoch nicht fügt?"

„Dann drohen Höchstdieselben dem Maler mit einem Consilio abeundi, — welche Al-

ternative derselbe der Fürstin zugleich mitthei-
len muß."

„Bon!" sagte Serenissimus. „Wahrlich gut und fein durchdacht! Marschall! ich hätte Ihnen diese finesse und so viel esprit nicht zugetraut! Besorgen Sie alles Nothwendige, und rapportiren vom Geschehenen! Adieu, Marschall!

Eben als Letzterer sich auf dem Corridor befand, begegnete ihm Astolf.

„Wie gerufen!" sagte der Marschall, „gehen wir auf einen Augenblick in dies Kabinet."

Hier theilte er nun dem Maler brühwarm die gehabte Unterredung mit, und schloß mit den Worten: „Was sagen Sie dazu, mein Bester?"

„Daß Excellenz zwar ein trefflicher Rechenmeister sind, aber das Exempel nichts tauge!"

„Wie so?"

„Weil ich seit Kurzem auf der Fürstin Re-

chentafel als unbedeutende Zahl figurire, und bald den Platz der Null einnehmen werde."

„Sie scherzen! Und wäre dem auch so, die Null hilft multipliciren!"

„Nun," sagte Astolf, „ich werde Ihro Durchlaucht Ihren Antrag ungeschmückt noch heute vorzutragen die Ehre haben; nur machen Sie mich nicht für die Folgen verantwortlich."

„Die Verantwortung wäre eben so groß nicht, wenn, wie bereits gesagt, Sie den Schmerz der Trennung zu überwinden wüßten," schloß der Hofmarschall, indem er Astolf scharf ansah und darauf freundlich grüßend sich entfernte.

Der Maler aber ging zur Fürstin.

„Astolf!" kam diese ihm mit verweinten Augen entgegen, „Astolf! so wahr Dir und mir Gott helfen möge, Du mußt fort! fort! Die Gefahr drängt. Du gehst nach Italien, vor der Hand, und — ich nicht in's Bad!"

Staatl. Bibliothek Bamberg

Bei diesen Worten sank die in ihrem Schmerze nur noch reizendere Frau in seine Arme!

Der Geliebte bestürmte sie mit Fragen und Bitten, ihm die Ursache dieses plötzlichen Entschlusses zu eröffnen.

„Befrage, bestürme mich nicht, mein Astolf!" sprach sie, „wenn noch das kleinste Fünkchen Liebe für mich in Deiner Brust glimmt. Mein Entschluß steht fest gegründet; er ist das Resultat eines langen Kampfes, und zu Deiner und meiner Ruhe ist es nothwendig, daß er ausgeführt werde. — Nur so viel wisse: Irgend ein Verrath folgt uns auf der Ferse nach; der jetzt noch im Keime begriffene Zweifel über unser Verhältniß ergreift von Tag zu Tag festeren Boden, und meine wie Deine Ehre steht in Gefahr! Um unserer Liebe willen: bequeme Dich! Wir werden Beide den Schmerz einer kurzen Trennung zu überwinden wissen, um desto glücklicher uns wieder in die Arme zu eilen!"

Staatl. Bibliothek Bamberg

Aber Astolf's Brust ward von anderer Besorgniß erfüllt, von der um die Aufrichtigkeit der fürstlichen Geliebten. Er wagte aber nicht sie im Augenblick auszusprechen, um die wirklich tief angegriffene Fürstin nicht gänzlich zu Boden zu drücken.

„Ich will," sprach er, „zwar nicht weiter in Dein Geheimniß dringen, damit das fein angelegte, und wie es scheint, zu meinem Verderben gesponnene Netz nicht vor der Zeit zerreiße; doch muß Dir zuvor noch eine Beichte werden, der ich mich, nach meinem gegebenen Worte, zu entledigen habe, die Du, wenn Du sie nicht schon kennst, nach Gefallen zu Deinen Gunsten deuten und lenken magst!"

Hier erzählte nun Astolf umständlich das mit dem Hofmarschall soeben gehabte Gespräch.

Die Fürstin kam bei Anhörung desselben außer sich vor Zorn, noch mehr aber vor Arg-

wohn, weil sie darin den Schlüssel zu ihren Befürchtungen gefunden zu haben glaubte.

Sie versicherte ihn, wie um so nothwendiger jetzt eine temporäre Trennung werde, und verstärkte, unter den heiligsten Betheuerungen ihrer Unschuld und fortwährenden Liebe, die an Astolf vorhin gestellte Bitte.

Der Freund versprach endlich alles zu thun, was sie begehre, und wollte sich ihrer Zärtlichlichkeit kalt entwinden, als sie ihn voll Innigkeit an ihr Herz zog, und, mit liebeglühenden Augen, sagte:

„Nicht so, mein Freund, laß uns scheiden, uns schlägt noch manche glückliche Stunde! Laß die wenigen uns noch zugemessenen Tage nicht freudlos vorüberfliehen! Heut Abend sehen wir uns wieder! — — Nicht?" —

„Du willst es!" sprach er unter erstickten Thränen und ging.

XIV.

Neugierig, aber gewiß eben so theilnehmend, wird längst der geneigte Leser gefragt haben, was wohl dies innige, so fest geknüpfte Bündniß gestört haben möge? — Er erfahre:

Daß das anfängliche Zusammentreffen der Fürstin mit Astolf ihr ein erwünschtes, erfreuliches, ihre Liebe eine wahre, innige, auf gegenseitige Achtung und Verehrung gegründete war; und daß bei Beginn derselben nie der Gedanke in ihr auftauchte, das geknüpfte Verhältniß je trennen zu wollen oder zu müssen, darf in Wahrheit versichert werden.

Der Fürstin war eine in angemessenen Schranken sich haltende Liebe nicht unbekannt, ja ihr Herz war davon erfüllt, bevor sie ihren Gemahl noch kennen lernte; nie aber hatte sie sich einem Manne mit solcher Gluth der Gefühle ergeben, als es bei Astolf geschah. Sie fühlte sich in

seinem Besitze überglücklich, und dachte nicht entfernt an eine je mögliche Aenderung ihrer Gefühle.

Die drei Grundsteine, auf welche das Bündniß gebaut war: gegenseitige Achtung, Vertrauen und konventionelle Ehre, bemühten sich beide Theile lange unerschüttert zu erhalten, bis, wie schon bekannt, Astolf anfing, durch mancherlei kühne Wagnisse das konventionelle Verhältniß zwischen Beiden — so schien es der Fürstin wenigstens — zu gefährden.

Anfänglich reichten Vorstellungen und Bitten hin, den Freund in die Schranken zurückzuführen; aber nur auf eine Zeitlang. Fortgesetzte Ueberschreitungen derselben, erweckten in der Brust der hohen Frau Furcht vor Gefährdung ihres Rufes und vor möglicher Entdeckung ihres Verhältnisses; in die Brust des Geliebten aber schlich sich die Spinne Argwohn ein, ihn mit Zweifelsfäden umstrickend. Je besorg-

ter er ward, der Fürstin Furcht sei nur eine Frucht der Abnahme ihrer Liebe, des nach und nach Sattwerdens seiner Person; je öfter er ihr diesen Zweifel laut klagte, desto mehr wuchs, wie wir gesehen haben, ihre Besorgniß vor Mißbrauch ihrer Gunst, und vor Verrath. „Denn," so schloß sie, „würde der Freund mich verstehen, würde auch meine Furcht verschwinden; so aber vermehrt er diese nur, indem er ihr ganz andere Motive unterlegt." Vollkommen gerechtfertigt und bestätigt glaubte sie aber endlich diese Schlußfolge in dem kühnen Wagstück gefunden zu haben, als Astolf gegen ihren ausdrücklichen Willen in jene Gesellschaft trat, deren Besuch sie sich von ihm bestimmt verbeten.

Unverlöschbar lebte die aus diesem Besuche hervorgegangene Scene in ihr fort, und obwohl es weder ihrem Gemahle, noch sonst Jemanden einfiel, Argwohn daraus zu schöpfen, so konnte

sie sich doch des Gedankens nicht erwehren, daß durch diese Katastrophe der Saame des Argwohns ausgestreuet sei, und ihr vertrauter Umgang mit dem Maler von jetzt an nicht mehr mit unbefangenem Auge betrachtet werde. Hinter den unschuldigsten Fragen, hinter ganz zufälligen Ergebnissen am Hofe, bei manchen veranstalteten Soiréen und sonstigen Festlichkeiten glaubte sie die Schlange der Verstellung im Hintergrunde lauschend zu erblicken; eine scherzhafte Aeußerung des Hofmarschalls endlich, bei ihrem Widerstreben gegen die Badereise, „daß die Hoffnung des Hofes jetzt nur noch auf die Beredtsamkeit des Malers sich gründe," hing ihrem Mißtrauen das letzte Gewicht an.

Zu einem entscheidenden Schritte aber ward sie veranlaßt, als sie die ihr eben so freudige, als Schrecken erregende Ueberzeugung gewann, daß sie Mutter sei.

Lange kä.npfte sie mit sich, ob sie den Geliebten, den Gemahl, oder Beide zugleich davon in Kenntniß setzen solle, oder nicht, bis die Waagschale der Ueberlegung sich auf die Seite des Verschweigens neigte.

Die Fürstin traute sich die Berechnung der Folgen nicht zu, ja sie argwöhnte sogar, daß das sorglose Sichgehenlassen Astolf's vielleicht in Uebermuth später auszuarten fähig sei, des Fürsten Vertrauen auf sich und sie durch ein zweideutiges Benehmen des Malers wankend gemacht, und des Hofes unbefangene, an keine konventionelle Verletzung denkende Meinung ebenfalls gestört werden könne, des vielzüngigen Ungeheuers Publikum dabei nicht einmal zu gedenken.

Sie hielt es für das Angemessenste und Sicherste, ihren Zustand so lange als möglich zu verschweigen, und alle ihre Kräfte anzuwenden, den Freund, im Vertrauen auf ihre

Liebe und in die ihm zwar unbekannten, aber von ihm gewiß zu ehrenden wichtigen Gründe, zu einer kurzen Entfernung vom Hofe zu bewegen.

Eben war die Fürstin über diesen Entschluß mit sich im Reinen, als Astolf ihr entgegentrat, und sie ihn sogleich, wie wir gesehen haben, zu seinem nicht geringen Schrecken, damit überraschte.

Die Zusammenkünfte der Liebenden dauerten mehrere Tage fort, ohne daß sich Astolf durch die heißesten, herzlichsten und dringendsten Bitten seiner Adolphine bewegen ließ, die Reise anzutreten. Jede Nacht beim Abschiede versprach er, daß der kommende Tag der letzte sein solle, und immer blieb es beim Versprechen. Die Fürstin bat ihn mehrmals vergebens um Rückgabe des Schlüssels zur Pforte, wenn sie von einander Abschied genommen hatten. Schon im Begriff ihn zu geben, bat er, sich

vor ihr niederwerfend, ihm nur noch den morgenden Tag zu gönnen. Und so wiederholte sich diese Scene von Abend zu Abend; keine Bitten, keine Drohungen halfen. —

Endlich sann die Fürstin auf andere Mittel, um zum gewünschten Ziele zu gelangen, da weder Bitten, noch Ernst dahin führen wollten.

Sie überwand sich ein paar Abende, die Pforte, wozu der Freund den Schlüssel hatte, von innen zu verriegeln. Dies war das ihm wohlbekannte Zeichen, das in Zeiten des noch ungetrübten Glückes mehrmals angewandt worden war, wenn die Geliebte durch Anwesenheit des Fürsten, oder sonstige unvorhergesehene Umstände verhindert war, ihn zu empfangen Aber in den letzten Tagen, wo sie auch ohne diese obwaltenden Hindernisse die Pforte schloß, siegten immer wieder Liebe und Sehnsucht, den ihr so Theuern noch einmal zu sehen, und sie schob, wenn die gewohnte Stunde herannahte, den Rie-

gel wieder zurück, zum letzten Male ihn zu empfangen.

Die Fürstin verhehlte ihre Schwäche dem Freunde nicht, jedoch mit dem Hinzufügen, daß es das letzte Mal gewesen sei.

Als sie zum dritten Male es über sich gewann, den Riegel vorzuschieben, war sie aber nun auch fest entschlossen, die Pforte gewiß gesperrt zu lassen, und hoffte sicher, auf diese Weise den Geliebten kommenden Tages zur Abreise zu bestimmen.

Um sich selbst in ihrem Vorsatze zu befestigen, gleichsam zu betäuben, ja jeden Rückschritt unmöglich zu machen, beschloß die Fürstin, Abends große Assemblee zu geben, welche die gewohnte Stunde, in der der Freund zu kommen pflegte, lange überdauern sollte.

Sie kam zur Mittagstafel, strengte sich an, ungewöhnlich froh und heiter zu erscheinen, und wußte diese Stimmung nicht nur bis zur Soi-

rée festzuhalten, sondern noch lange Zeit, nachdem die Gesellschaft sich versammelt hatte.

Je näher aber die Stunde heranrückte, in welcher sie den geliebten Freund erwartete, desto ängstlicher, mißmuthiger ward sie gestimmt. Kein von ihrer Umgebung herbeigeführtes Gespräch wollte mehr Anklang finden; ihre Gedanken waren bei ihrem verwiesenen Freunde. Hundert Qualen wollten der immer noch heißliebenden Fürstin das Herz durchbohren! Sie glaubte ihre Zerstreuung, Verstimmung und Pein auf ihrem Gesichte bereits preisgegeben zu haben, und verwirrte sich immer mehr in Fragen und Antworten, die sie anscheinend that und gab, um ihre fürchterliche Situation zu bekämpfen.

Der psychische Zustand der Fürstin steigerte sich durch eine physische Einwirkung von außen immer mehr und mehr, indem ein schweres Gewitter am Himmel heranzog. Die Schwüle war drückend, fast unerträglich; mehrere Fen-

ster wurden geöffnet. Sie trat an eins derselben und schauete, in Gedanken versunken, schwer aufathmend, in das rabenschwarze Firmament hinein; ein starker Blitzstrahl mit gleichzeitigem Donner schreckte sie auf; sie war in Gefahr umzusinken, ergriff aber schnell ein neben ihr stehendes Glas Champagner und leerte es. Auf ihren Wink ward ein zweites gebracht, das sie gleichfalls rasch leerte.

Hierdurch sowohl, als durch die immer näher rückende Stunde, an der nur noch wenige Minuten fehlten, ward ihr Uebelbefinden von Moment zu Moment gesteigert; sie wandte alle ihr zu Gebot stehenden Kräfte an, sich aufrecht zu erhalten, aber umsonst! Denn als die Schloßuhr, deren Schlag der gefürchteten Stunde sie in Gedanken ängstlich erwartete, aushob und ihre dumpfen Töne sendete, fing die arme Fürstin heftiger an zu zittern; sie zählte im Stillen die Schläge — und als der letzte geschehen,

dem

dem unmittelbar darauf ein neuer Blitz und heftiger Donnerschlag folgte, sank sie bewußtlos in den neben ihr stehenden Lehnstuhl.

Sie erholte sich jedoch bald wieder, und verlangte in ihr Kabinet.

Der Fürst, der anwesende Leibarzt, und die Hofdamen begleiteten sie und verweilten so lange in einem Nebenappartement, bis die hohe Frau zu Bette gebracht war; dann traten sie aber sämmtlich, nach dem Wunsche derselben, herein.

Der Leibarzt fand den Puls außerordentlich aufgeregt, voll und geschwind gehend, und verordnete eine niederschlagende Arznei. Die Fürstin nahm auf's Neue alle Kräfte zusammen, so heiter als möglich zu erscheinen; sie sprach unter großen Anstrengungen, scherzte sogar, theils, wie sie glaubte, dadurch ihren Seelenzustand zu verbergen, theils, und vorzüglich aber, weil sie wähnte, die innern Kämpfe dadurch in der

Geburt, und somit zugleich das Andenken an den geliebten Freund zu ersticken.

Dieser aber wandelte, ohne von Allem die geringste Ahnung zu haben, nachdem die ersten Regengüsse vorüber, ruhig und gemüthlich durch die Straßen, seinem Tempel zu, um zum letzten Male — so hatte er heute fest beschlossen, und auch bereits alle Vorkehrungen zur Reise getroffen, — die theure Geliebte zu begrüßen.

Er hatte die geheime, von innen verriegelte Pforte erreicht, wollte öffnen, allein — welch' unglücklicher Zufall! — der Bart des Schlüssels brach und blieb in der Oeffnung stecken.

Was war zu thun? — Zu der Geliebten mußte er. Die Pferde waren auf den andern Morgen bestellt; ohne nochmaligen Abschied zu scheiden, war ihm unmöglich, ja dünkte ihn frevelhaft; an eine absichtliche Verriegelung der Pforte von innen zu denken, konnte ihm nicht einfallen, er hatte sich vielmehr schon geheime

Vorwürfe über die durch das Gewitter herbeigeführte Verspätung gemacht und ängstigte sich ab, wie die hohe Frau, die den unglücklichen Zufall mit dem Schlüssel nicht ahnen konnte, die Täuschung des Erwartens aufgenommen haben werde. — — Da kam ihm auf einmal der Gedanke:

„Wie, wenn ich den geheimen Weg, den der Fürst zuweilen zu gehen pflegt, einschlüge? Er ist leicht zu finden, ich kenne ihn genau, und Adolphine wird nicht zürnen, wenn sie den verwünschten Zufallsstreich durch mich erfahren haben wird. Drum frisch gewagt!"

Während dieser Gedanken hatte Astolf den Schloßhof durchschritten, und stand bereits im Vorplatze der Residenz. Ein schmaler, ihm wohlbekannter Gang zur Linken, unfern des Flügelthores, führte ihn sicherer zu den Appartements der Fürstin, als wenn er den breiten, gewöhnlichen Gang rechts gegangen, auf dem er ohne-

dies der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, Jemanden zu begegnen. So langte er glücklich an das geheime Kabinet, durch welches der Fürst zur Fürstin seinen Weg nahm. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als er es verschlossen fand! — Da stand er, wie niedergedonnert, faßte sich jedoch bald, und war im Begriff zurückzukehren, als ihm plötzlich einfiel, daß dies Kabinet auch nach dem Billardzimmer zu noch einen Ausgang habe, den er niemals verschlossen gefunden. Er eilte darauf zu, fand es richtig so, und erreichte, beim Lichte des eben aufgegangenen Mondes, glücklich jene Tapetenthür, die unmittelbar zur Fürstin Schlafgemach führte. Er öffnete diese, auf die ihm in vertrauten Stunden bekannt gemachte Art, und trat rasch und kühn in das Gemach. Die vor dem Bette der Fürstin stehende Versammlung dreht sich schnell um und bleibt wie versteinert stehen. Der Fürst seinen Augen nicht trauend, ergreift den Leuch-

ter, ihn hoch über die Köpfe der Anwesenden hebend, und ruft verwunderungsvoll:

„Der Maler!"

„Der Maler! Der Maler!" fällt Alles unisono ein. Dieser steht einer Bildsäule gleich da, unfähig ein Wort hervorzubringen. Die Versammlung tritt, auf zwei Seiten sich theilend, zurück, der Fürstin Blicken, die sich umgewandt, den Weg nicht zu vertreten.

Den Schreck, die Entrüstung und Wuth derselben zu beschreiben, ist unmöglich! Schnell aber faßt sie sich, nimmt die letzten, ihr noch zu Gebote stehenden Kräfte zusammen, setzt sich aufrecht, sieht den Maler mit gräßlich durchbohrenden Blicken an und ras't mit fürchterlich kreischender Stimme die Worte heraus:

„Ha! so ist denn doch der Tag der Rache erschienen! Vernehmen Sie es, mein Gemahl,

daß ich es war, der diesen Frevler, ihn vor Ihren Augen zu bestrafen, heut bestellte, weil er, den ich leider mit zu großem Vertrauen beehrte, die Kühnheit hatte mir nachzustreben. Ich entdeckte zu dem Ende ihm diesen geheimen, nur Ihnen bekannten Eingang. Meine List, dem Himmel sei's gedankt! gelang vollkommen. Der Schändliche wird vernichtet! Um vor Vielen ihn zu entlarven, wählt' ich den heutigen Tag! Mein Unwohlsein war ein erkünsteltes; denn — —"

Hier sank die Fürstin auf das Kissen zurück. Ein Blutstrom entquoll ihrem Munde.

Die Anstrengung hatte sie getödtet! — —

Erschrocken eilten Fürst, Leibarzt und alle Umstehenden auf das Bett zu.

Astolf aber rief, in Verzweiflung hohnlachend:

„Die Lügnerin ist gerichtet! Mit

ihrem Blute besiegelt sie die Lüge!"
und enteilte dem Gemache.

Des andern Morgens früh stand ein bepackter Reisewagen vor des Malers Wohnung. Er stieg ein. Langsam fuhr er durch die Straßen, an der Residenz vorüber.

Niemand bemühte sich, ihn einzuholen.

II.

E. T. A. Hoffmann

und die

Epigonen in Bamberg.

(1808 und 1837.)

I.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. 1808.

Es begab sich im Jahre Ein tausend acht hundert und acht, daß das Schicksal obbesagten Kammergerichtsrath gen Bamberg trieb, nachdem es ihm die Akten gewaltsamer Weise weggerissen, und dafür ein Bündel Musik unter die Arme gesteckt hatte.

Das Männlein freute sich anfänglich gewaltig ob des Tausches, und wußte durch allerlei absonderliche Betrachtungen und Redensarten über den hohen Werth und Vorzug der Musik und gutgesetzter Noten, vor dem des trockenen Jus, sich gehörig zu erstarken und

wahrhaft zu erheben; — freilich zum Aergerniß so vieler gebildeten Leute der guten Stadt Bamberg.

Das kümmerte aber den Kleinen anfänglich nicht viel und er wußte sich, wie man hier und auch anderwärts zu sagen pflegt, auf seine eigene Faust zu vergnügen. Er lebte fröhlich und wohlgemuth, sich wenig um die Außenwelt kümmernd, bis man ihn in diese gewaltsam hineinzog, ihn sofort auf seine kleinen Füße trat, darob er sich nicht wenig erzürnte und laut aufschrie.

Wie das geschah, steht ausführlich beschrieben in einem Buche, welches auswärtige günstige Leser hoffentlich zur Genüge kennen, in einem Buche, das, wie Sachkenner versichern, ihnen den Kammergerichtsrath innerlich und äußerlich noch näher geführt, so daß sie nach einem Mandel Jahre, die über sein Grab gestrichen, erst recht eigentlich anfingen, sich mit

seiner Person zu befreunden, was nicht Jedem, bei dem alleinigen Studium seiner Schriften, gelingen wollte.

Obwohl der Autor jenes biographischen Umrisses — wie sein Held — das stark Gewürzte von jeher mehr liebte, wie den Gegensatz, und mit Lavendel, Myrt' und Thymian, wie veilchenblauer Seide, wenig verkehrte; so konnte er seiner Pietät es doch nicht abgewinnen, in seinem Gemälde überall die Farben so aufzutragen, wie es, um ein recht hell, und am schicklichen Orte wohl auch recht grell strahlendes zu liefern, nothwendig gewesen wäre.

Das war besonders zu Anfang seiner Arbeit ihm recht fühlbar, wo er sich bemühete, den musikalischen Fonds des Kammergerichtsraths zu entwickeln, im Gegensatz zu einem Nebenbuhler, der hier mit seiner Violine sich gewaltig eingebürgert hatte, und sonach, wie sich das von selbst verstand, jenem gewaltig opponirte.

Diesen Mann kennt der günstige Leser aus jenem Buche dem Namen und Charakter nach; für hiesige Leser aber sei bemerkt, daß dies der Konzertmeister Dittmeyer war, der damals noch am Leben, als Hoffmann's Portrait gezeichnet wurde. — Jetzt ist er, — um mit dem Kammergerichtsrath zu sprechen — ein schöner Engel geworden, und die Rücksichten, die man damals nahm, hören jetzt auf.

Ja, verehrter Leser, dieser Konzertmeister, — der sich nun sicherlich mit dem Kammergerichtsrath hinlänglich verständigt und ausgesöhnt haben wird — hat Letzteren bei Lebzeiten, fünf lange Jahre hindurch gewaltig gequält und geärgert, so, daß derselbe ihn nicht anders, als sein Ichneumon*) zu nennen

---

*) Ichneumon, auch Pharaonsmaus, bei den Aegyptern Nems genannt, ist ein marderähnliches Säugethier, welches zu den Raubthieren oder Fleischfressern gehört. Es ist 20 Zoll lang, hat einen 18 Zoll langen

pflegte, das in seinem Eingeweide wühle, und ihm unsägliche Schmerzen bereite, — wobei die Aegypter lächelnd zusahen, mit derselben Ruhe, als wenn ein Hase ausgeweidet würde. — Armer Kammergerichtsrath! —

Dieser Nebenbuhler nun — wir wollen uns der Metapher begeben — war zwar ein tüchtiger Musikant, in hergebrachtem Wortsinne; er spielte sein Instrument, die Geige, mit großer technischer Virtuosität, entbehrte aber jeder höheren, geistigen, ächten Bildung, nicht nur im Allgemeinen, sondern selbst auf sein Fach angewandt. Er genoß eine hübsche Pension als

---

Schwanz, der am Ende mit einem Büschel besetzt ist, lebt in Aegypten und nährt sich von Vögeln und andern kleinen Thieren, besonders aber von Krokodileiern, was bei den Alten die Sage veranlaßte, daß es dem schlafenden Krokodile in den offenen Rachen krieche und es tödte, weßhalb es von den Aegyptern verehrt ward. (Conversationslexikon von Brockhaus, 8. Auflage, 5. Bd. S. 485.)

ehemaliger Hofkonzertmeister, und war zugleich Dirigent des Bamberger Orchesters, das bei theatralischen Vorstellungen funktionirte.

Graf Soden, der Inhaber der Bühne, hatte unsern Kammergerichtsrath für dieselbe als Musikdirektor verschrieben, und es konnte nicht fehlen, daß, bei der überaus treuen Anhänglichkeit von Seiten des Orchesters und Publikums an ihren Altmeister, der Neuling mit diesem sogleich in Conflikt gerieth.

Warum und wodurch dies geschah? darf nicht gefragt werden, denn es ist bereits gesagt, daß Dittmeyer das Recht der Erstgeburt auszuüben hatte, vor dem jede geistige Ueberlegenheit hier von jeher scheu zurücktreten mußte.

Doch nicht Personen nur, auch Sachen geriethen miteinander in Konflikt, und zwar die Geige mit dem Flügel. Erstere behauptete beim Dirigiren ihr wohlerworbenes Recht, von uralten Zeiten her, und der Violinbogen

schlug, wie wir sehen werden, so in die Saiten des Flügels, daß das Instrument anfänglich verstimmt, und später, als gänzlich unbrauchbar, weggeräumt wurde.

Der Tag der Vorstellung war gekommen, an welchem der Kammergerichtsrath die Oper: „Aline, Königin von Golkonda, von Berton" dirigiren sollte. Alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen, eine Menge Proben mit Sängern und Orchester gehalten worden, wobei besonders Letzteres sich gewaltig echauffirt und alterirt hatte; die Klagen über den kleinen, exaltirten, unzufriedenen Musikdirektor, dem nichts recht zu machen war, der sich erkühnte, manche Passagen vier- bis sechsmal in den Proben repetiren zu lassen, waren beim Publikum in gehörigen Umlauf gebracht, und ein Gährungsstoff bereitet, der, wie sicher vorauszusehen war, als fertige Masse dem revolutionären Pöbel trefflich dienen werde. Und so geschah es auch.

Kaum hatte sich unser Kammergerichtsrath am Flügel niedergelassen, als ein Zischeln und Flüstern und Kichern hörbar wurde, das selbst zu seinen Ohren drang. Man konnte sich über die Kleinheit des Mannes gar nicht zufrieden geben, der doch versprochen, etwas Großes zu leisten; man konnte gar nicht begreifen, was er mit dem Flügel anfangen wolle; man erhob sich von den Sitzen, ob denn gar kein Fiedelbogen zu entdecken!

Doch dies, und was weiter sich begeben, ist schon in obenerwähntem Buche gesagt; genug, die Oper fiel gänzlich durch, und den fortgesetzten Bemühungen des alten Musikdirektors, wie seinen treuen Pappenheimern gelang es, daß der größte Theil des Publikums den Kammergerichtsrath für ein musikalisches Nonens erklärte. Der Flügel ward zum Tempel hinausgeworfen, der Fiedelbogen in seine alten, wohlerworbenen Rechte wieder ein=, der Kam=

mergerichtsrath aber abgesetzt, dieweil er nicht geigen konnte. Das Publikum schwamm in einem Meere süßer Beruhigung!

„Herr, laß mich nicht toll werden über die Philister!“ rief der Kammergerichtsrath in höchster Verzweiflung aus, indem er ein Glas Cognac auf einen Zug leerte.

Solches geschah im Jahre Ein tausend acht hundert und acht.

II.

Johann Daniel Elster. 1837.

Beinahe 30 Jahre hatte das obligate Instrument zur Freude jedes musikalischen Alterthümlers seine Herrschaft behauptet, als es 1837 im November, dem Nebel- und Mordmonat unmusikalischer Engländer, einem deutschen Phantasten abermals einfiel, den Fiedelbogen als musikalischen Korporalstock, verdrängen zu wollen.

— Wie das geschah, vernehme der günstige Leser in Folgendem:

Ich saß in der kleinen Theaterloge, die dicht über dem Orchester erbauet, und schaute in dasselbe, bei Beginn der Opern-Ouvertüre, gedankenvoll hinab:

Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des heut'gen Abends Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die nächste Zukunft!

Meine Blicke schweiften anfänglich unsicher umher, bis sie zuletzt sich auf den Platz fixirten, wo 1808 der Kammergerichtsrath gesessen. Ich gedachte der Zeit, wo des Kleinen funkelnde Augen heiter umherschaueten, und freundlichen Blick's die Violinen, Flöten, Klarinetten u. s. w. kopfnickend grüßten; der Zeit, wo er noch im Hoffen begriffen, und sich so recht innerlich selig fühlte! — Was sind seit dieser Zeit all'

für Stürme über unseren Häuptern vorübergegangen, dachte ich bei mir, — und auch über Dir, o Orchester! wollte ich hinzufügen, als ein sorgfältigeres Umherschauen den Gedanken fast erstickte. Ich erblickte zu meiner Freude noch manche alte, wackere Gesellen, die unter des Kammergerichtsraths Taktschlag ihr Instrument handthiert hatten und noch jetzt handthieren.

Das war mir für die guten Leute zwar sehr lieb, und noch lieber für mich, dem es vergönnt war, noch heute seine Glossen darüber machen zu können; aber wiederum ein Blick auf den Platz des Dirigenten stimmte mich zur Wehmuth; denn Ihn erblickte ich nicht, den Musik-Enthusiasten, den alten Freund, — der mir mehr war, als ein Kammergerichtsrath!! —

An seiner Stelle saß ein Anderer, der zuweilen nach meiner Loge herüberschielte, und auf

dessen friedlich-freundlichem Gesichte ich die an mich gerichteten Worte zu lesen glaubte: „Beruhigen Sie sich, mein Liebster, der Kleine mit dem Klaviere fehlt Ihnen zwar, doch nur Ihnen; dafür sitze ich aber, — bemerken Sie doch das gefälligst, — zu großer Zufriedenheit des Gesammtauditoriums hier, ich, mit dem Ihnen von Alters her sehr wohlbekannten Fiedelbogen. — Und dabei wackelte und taktirte damit der Mann so ruhig hin und her, rechts und links, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und auf seinem Platze nie ein Kammergerichtsrath gesessen hätte. — Mir aber ergrimmte das Herz im Busen im Andenken an den hinübergegangenen Freund, als der dissonirende, schrillende Ton einer Geige, meine Gefühle gleichsam höhnend begleitete. Aber bald ward ich gewahr, daß jener sich fort und fort sanft hin- und herbewegende Fiedelbogen, für mehr als eine Krankheit helfe, indem er sogar

das aufgeregte Gemüth beschwichtigte und zu sanfter Ruhe brachte.

„Dank dir alter Maulwurf!“ sagte ich zu mir selbst, mit halbgeschlossenen Augen. „Du bist und bleibst doch der alte, wohlbekannte Fiedelbogen, der alte Todsündenfresser, der du schon vor 30 Jahren warest, als dem Kammergerichtsrath es einfiel, dich — —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Logenthüre, und die Direktrice des Theaters führte einen Mann an der Hand ein, ihn mir mit den Worten vorstellend: „Herr Professor Doktor Elster aus Benshausen, gegenwärtig angehender Musikdirektor bei uns.“ — Ich erhob mich von meinem Sitze. Er brachte mir Grüße von den verehrten Männern: Ludwig Bechstein in Meiningen, und Ludwig Storch in Gotha, und besser konnte der Mann bei mir sich nicht introduziren.

Er war im kräftigen Mannesalter, freund-

lich-beredten Antlitzes, aus dem ein ebenso feuriges, als gemüthliches Auge strahlte, und was die Hauptsache, er war ebenso korpulent als ich, weßwegen, wie sich der geneigte Leser denken kann, ich mich vorzüglich sogleich zu ihm hingezogen fühlte. Die Loge war aber so überaus schmal, daß unsere Leiber sich kaum ein anständiges vis-à-vis zu geben vermochten; jedoch die Entzückung meinerseits so groß, daß ich im Enthusiasmus, seine Hand ergreifend, unwillkürlich ausrief:

„Bauch an Bauch! So fodr' ich mein Jahrhundert
in die Schranken!"

Die Direktrice sah gerührt dieser Begegnungs- und geistigen Erkennungsscene zu, und ein paar Thränen strömten aus ihren schönen Augen heraus und rollten in das Orchester hinab auf eine Pauke, die gleich einer Memnonssäule davon erklang.

Der korpulente Professor, nicht sowohl aus getheilter Rührung, als vielmehr, weil er nicht länger ohne große Unbequemlichkeit mir gegenüber zu stehen vermochte, schob sich bald rückwärts zur engen Thüre hinaus, mit der Versicherung, meiner Einladung, mich kommenden Tages zu besuchen, willige Folge leisten zu wollen. Da aber wegen Mangel an Platz zwei gegenseitige Verbeugungen nicht wohl statthaben konnten, so traten an deren Stelle zwei bedeutungsvolle Seufzer, deren einen der Korpulente beim Zumachen der Thüre ausstieß. Den meinigen sandte ich ihm hörbar genug nach, wie er mir später versicherte, und ich sank, mir die Stirne trocknend, auf meinen Sitz zurück, abermals nach des Kammergerichtsraths Platze hinblickend, neuen Phantasieen und Reflexionen mich hingebend, bis die Oper zu Ende war.

Andern Morgens schon empfing ich den Besuch des Professors.

Nach wenigen einleitenden Worten bestürmte ich ihn alsobald mit Fragen, die alle darauf hinausliefen, meine höchste Verwunderung doch zu beschwichtigen, wie es ihm nur habe einfallen können, bei seiner musikalischen Bedeutsamkeit eine Stelle zu erwählen, die, wie sie hier leider ausgefüllt werden muß, seinen nur dem Höchsten nachstrebenden musikalischen Leistungen, nie zu einem Vorwurfe dienen könne.

Der bescheidene Mann lehnte diese Komplimente, wie er sie nannte, gänzlich ab, und konnte nicht begreifen, auf welchem Grunde sie fußten, da er mir ja völlig unbekannt sei.

„Meinen Sie das?" rief ich aus. „Damit ich mich Ihnen aber ebenfalls schnell günstig empfehle, so belieben Sie in mir vordersamst einen absonderlichen Menschenkenner zu bewundern, der es Ihnen auf der Stelle, schon

gestern in der engen Loge, und sowie Sie nur den Namen Bechstein nannten, angesehen, daß nur Sie jener fahrende Musikant sein können, über den Ihr Freund ein köstliches Buch in 3 Bänden herausgegeben, *) an dem gar nichts, wie an den meisten guten Büchern unserer Zeit auszusetzen ist, als daß nicht schon längst die Welt es in einer zweiten Auflage liest. Es bedurfte nicht einmal dieser noch so sichtbaren Schmarre in Ihrer rechten Wange, die Ihnen das bemooste Haupt eines Leipziger Studenten bei Ihrem ersten Duelle einschrieb, wodurch die Hoffnungen Ihres Vaters, seinen Sohn einst als einen stattlichen Pfarrer zu erblicken, zu Grunde gingen, den Mann — bei nur einigem Kombinationsvermögen, — auf der Stelle zu erkennen, der mit Tausenden, als Philhellene,

---

*) Fahrten eines Musikanten. Herausgegeben von Ludwig Bechstein. Schleusingen, bei Glaser, 1837.

für die Freiheit eines verdorbenen, schlechten, untreuen Volkes focht, sich aber nichtsdestoweniger verdiente Lorbeeren bei Missolunghi, am Aspropotamo und in der furchtbaren Schlacht von Peta holte, über die er gewiß gern den beinahe erduldeten Hungertod auf Tino längst vergessen hat."

„Ja, Theurer, der Feuergeist, der aus Ihren Augen, Ihren Bewegungen, Ihrem ganzen Wesen spricht, verkündet beredter den Helden, als das Buch selbst, und den Namen des Dichters Bechstein bedurfte ich nur, nm vergewissert zu werden, daß ich den rechten Schlüssel in Händen hatte. Seien Sie mir tausendmal von Herzen gegrüßt, und gedenken Sie in diesem Augenblicke, der mich so rasch zu Ihnen hinzieht, der eigenen Worte in Ihrer Biographie, die mir aus der Seele geschrieben sind, die sich auch in Bezug der schnellen Bekanntschaft mit Ihrem musikalischen Geistesverwandten Ernst

Theodor Amadeus Hoffmann so wahr beweisen, und lassen Sie sie gelten diese Worte auch auf unser Zusammentreffen:

„„Es brauchte nicht lange Zeit, so hatten wir uns vollkommen verstanden, *) was so oft die Folge schnell entstandener Bekanntschaft ist, die freudig auf uns einwirkt, und die Gemüther so rasch verständigt, daß ihnen ist, als hätten sie sich längst gekannt, oder sich vermißt. Das warme Gefühl der Freundschaft eilt dann, versäumte Jahre nachzuholen.““

Der wackere Mann umarmte mich gerührt, und gab endlich meinen wiederholten Bitten, mir die nähere Veranlassung seiner musikalischen Fahrt nach Bamberg mitzutheilen, nach, indem

*) Es ist hier von einem schnell gewonnenen Freunde Elster's die Rede. S. Fahrten eines Musikanten, 3. Thl. S. 262.

er, sich mit mir auf das Sopha niederlassend, also begann:

„Meine angeborene Neigung zur Musik, kennen Sie aus jenem Buche; ebenso wissen Sie auch, daß das Jahrelange Darniederliegen derselben, durch meine Fata in Holland und England, auf Korsika und in Frankreich bedingt ward. Das Wiedererwachen zur Musik kann ich recht eigentlich, als aus dem Oriente stammend, annehmen. Aus Smyrna leuchtete sie mir, gleich einer Oriflamme von dorther, durch das Leben, und die Grotten Homers, der bekanntlich hier geboren sein soll, werden nie meinem Gedächtniß entschwinden."

„Blessirt, elend, mehr als ein Bettler, warf mich der Zufall an die Küste von Smyrna, wo ich, beim Betreten des Landes in Philhelenen-Uniform sogleich den Messern meiner Feinde, der Türken, anheim gestellt wurde. Ich floh vor den scheußlichen, mordlustigen Gesich-

tern und fand nur Hunger und Elend; aber auch im größten Elend — denn es war der Kulminationspunkt desselben — unerwartet zu meinem Glücke einen Bekannten von Griechenland her, der mich zu dem höchst menschenfreundlichen General-Konsul David, Bruder des berühmten französischen Malers, brachte, und mich auf der Stelle in ein Hospital schaffte."

„Wiedergenesen, und zu meinem theuren Retter eingeladen, hörte ich ihn eines Abends eine Arie aus Haydn's Schöpfung mit untergelegtem französischen Texte singen, und dieselbe durch eine italienische Sängerin am Pianoforte begleiten. Träumend, und fast weinend, saß ich in einem Winkel der großen Gesellschaft, unter den ersten Honorationen fränkischer Kaufleute, als die Töne mich gewaltsam berührten, aus einer längst vergangenen schönen Zeit meiner Jugend, und aus meinem Vaterlande herüberzuwehen schienen."

„Ich sprang auf und bat den Konsul, noch einmal die Arie zu wiederholen und mich dieselbe begleiten zu lassen. Alles staunte über die Heftigkeit meines Antrags und glaubte nichts anders, als ich wolle mir in meiner schlechten Kleidung einen Spaß erlauben. — Kaum hatte ich jedoch einige Akkorde auf dem Pianoforte angeschlagen, als eine ungemeine Begeisterung über das so lange Entbehrte mich ergriff und entflammte. Der Konsul begann. Ich verlor mich wie ein Träumender in den hinreißenden, schmelzenden Melodien unsers großen deutschen Meisters. Ich glaubte mich in das Vaterland versetzt, mein noch angegriffener Körper trug nicht wenig dazu bei, meine geistige Stimmung zu erhöhen, und so konnte es nicht fehlen, daß ich bald der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit ward.“

„Schon lange hatte der Konsul geendet; aber meine Phantasie — ich glaube, es war

die erste und letzte vollkommen gelungene in meinem Leben — schwelgte noch fort in dem musikalischen Gedanken: „„Mit Kraft und Schönheit angethan ꝛc.““ als ich mich plötzlich von der großen Gesellschaft umringt fand, und nun erst einsah, daß ich mich förmlich verloren. Alles war erstaunt über meinen Vortrag, stürzte auf mich zu, und überlud mich mit Beifall sprudelnden Worten.“

„Mein Glück hier war nun begründet. Konzerte auf Konzerte wurden veranstaltet; ich trete mit eigener Komposition auf, da in Smyrna keine Note zu finden. Durch böhmische Glashändler stifte ich ein Quartett, und es wird von mir ein Cyklus von musikalischen Abendunterhaltungen gegründet. Die höchst interessante Bekanntschaft mit einem reichen englischen Kaufmanne, einem wahrhaft musikalischen Sonderling, doch dabei tüchtigem Musiker, entspinnt sich; — ich begleite sein wüthendes Spiel auf

der Viola täglich von 11 bis 1 Uhr Nachts, und werde durch ihn, wie durch gegebene Konzerte, bald reich."

„Allein ich durfte nicht reich bleiben; denn die Genüsse des äußern Lebens wirkten hier, wie früher, auf meine Sinnlichkeit. Ich mußte wieder arm werden, um arbeiten zu können. — Mein in kurzer Zeit verdientes Geld ward zum Transporte armer, nach Deutschland wieder flüchtender Krieger bestimmt, und ich mußte ihnen selbst bald folgen, da das Klima Smyrna's auf meine Gesundheit erschütternd einwirkte."

„Ich ging nach Marseille ab, mit dem festen Vorsatze, mich nie mehr von der Musik, als einer mir zugehörenden Lebensgefährtin zu trennen. Und ich hielt Wort."

„In Frankreich reiste ich einige Zeit mit einem französischen Sänger umher, Konzerte gebend, die höchst lukrativ für uns Beide ausfielen. Ich trenne mich nach geraumer Zeit von

ihm, gehe allein nach der Schweiz, gebe in Basel wiederum Konzerte, und werde bald darauf als Lehrer der Musik in einer Erziehungsanstalt placirt."

„Ich lernte das herrliche Hirtenvolk kennen, ich hörte ihre kräftigen Naturstimmen, und der Gesang der menschlichen Kehle, der gleich einer Gottheit, auf allen meinen Lebenswegen mich immer tröstend begleitete, übte auch hier sein altes Recht, und zwar auf eine potenzirte Weise, indem mein Sinn auf einmal für den Volksgesang erwachte und erglühte, und ich sofort für dessen Ausbildung und Förderung zu wirken, mir feierlich gelobte."

„Meine Wünsche und Vorsätze fanden ein treffliches Erdreich, um so mehr, als der Vater des Gesangs, der ächte und wahre Bildner der menschlichen Stimme, auf schweizerischem Grund und Boden: in Zürich lebte. Das war der große Nägeli."

„Nachdem ich zwei Jahre die Lehrerstelle versehen, ward mir ein Ruf nach Baden als Professor der Musik, den ich annahm. Dort errichtete ich nach meiner eigenen Methode, die in manchem Punkte von der Nägeli'schen abwich, ein Gesanginstitut, und in Verbindung mit dem als Dichter bekannten Abraham Emmanuel Fröhlich, einen großartigen Männerchor, — und bald war das Limat- und Aarthal mit Gesängen fröhlicher Lust erfüllt."

„Das gesanglustige Schweizervolk, aus allen Ständen vermischt, zog in Hunderten nach Brugg, Aarau und Baden, und führte unter unserer Leitung die großartigsten Produktionen vor einem zahlreich versammelten Publikum auf. Schützen-Kompagnien, die zu den volkreichen Festen und Freischießen zogen, hörten wir durch die Verbreitung des Volksgesanges jetzt durch die Städte ziehen, nicht mehr mit jener rauschend-klingenden Musik, — nein, Vater-

landsgesänge ertönten, und nicht ein Theil an der Spitze sang, sondern alle, die eine Waffe trugen, waren im vierstimmigen Gesang vereinigt, und bildeten marschierend eine geübte Sängerschaar. Ich vergesse jene Zeiten nie, sie sind der Glanzpunkt in meinem musikalischen Leben!"

„Doch meine Gesangs-Ideen gingen noch weiter, und das Streben nach ihrer Ausführung schweifte in's Unendliche. Ich wollte mehr; es sollte mehr geschehen, als nur den Gesang in bürgerlichen Verhältnissen, bei fröhlicher Gelegenheit zu üben; ich wollte ihn auch auf eine andere Weise als eine Art Gottesdienst betrachtet wissen. Mich beschäftigte, ja beunruhigte fort und fort die Idee: wie, wenn ein ganzes Heer, eine Schlachtlinie, in brausendem, begeistertem Gesange den Feind angriffe, wenn ganze Regimenter durch Schlacht- und Heldengesänge ihrem gepreßten Herzen Luft machten, und mit

fliegenden Fahnen dadurch den Sieg in die Reihen der Feinde trügen? Poesie und Musik, wann hätten sie je so glänzende Trophäen errungen?! — Ich war Soldat gewesen; daher spannte dieser Gedanke alle meine Nerven an, setzte alle meine Verstandeskräfte in Bewegung, und ich ward der entschiedenen Meinung, daß auf solche Weise ein vollkommener Sieg herbeigeführt werden müßte! Ein innerer Gott schien mir das zu sagen."

„Ich machte damals die Bekanntschaft mit dem Obristen v. Schmiel, Regierungsrath und Kommandant der Garnison von Aarau. Mit ihm sprach ich über einen Plan, den Soldaten in den Kasernen Gesangunterricht zu ertheilen. Der Vaterlandsfreund ging darauf ein, und ich entwarf meine Ansichten, wie dieser Gesangunterricht einzuleiten sei. Leider aber scheiterte an der Engherzigkeit und dem Ungewöhnlichen der Sache selbst der Plan; der Unterricht kam nicht

zu Stande, und ich blieb auf die bürgerlichen Chöre beschränkt."

„In jener Zeit ging die große Aufführung am Stoß vor sich, an welcher ungefähr 1000 Mann Theil nahmen, unter unmittelbarer Leitung von Nägeli und dem Pfarrer Wyß. Dieser Aufführung lag eine geschichtliche Bedeutung zu Grunde. Sie sollte das Jahresfest der Schlacht am Stoß aus dem Befreiungskriege feiern. Nach derselben folgten nun in kurzen Zeiträumen großartige Aufführungen am Zürcher See, in Brugg, Lenzburg, — und ich schwamm in meinem Elemente! — Aus dieser Zeit stammen noch viele Lieder und Gesänge, die ich für meine Chöre komponirte, her, und Nägeli hat davon mehrere in seine gedruckten Hefte aufgenommen."

„Noch sollte aber meine begonnene musikalische Laufbahn nach der dramatischen Musik hingeleitet werden. In Baden war, die Ba-

dezeit über, eine kleine Schauspieler- und Opern-gesellschaft. Ich wirkte damals, um die Schwierigkeiten der Violine zu überwinden, als Violinspieler im Orchester mit. Mir gefiel das Opernwesen, und unwillkürlich bildete sich bei mir der Gedanke zu einer Oper aus. — Das Sujet, das ich mir zur Aufgabe machte, war des Richard Löwenherz romantische Fahrt nach dem Gelobten Lande, seine Rückkehr und Gefangennehmung. Ich wußte, daß ich diese Aufgabe weniger als Gretry lösen würde; allein komponiren wollte ich nun einmal diesen romantischen Gegenstand, und wenn auch nur lediglich für mich. Ich dachte nicht daran, jemals die Komposition zur Aufführung bringen zu wollen. Es wurden nach meiner Ansicht Solo-Gesänge und Chöre zusammengestellt und bald war die Oper geordnet. Nur eine Hauptsache fehlte: der Dichter des Textes. Ich hoffte, daß ich die mir befreundeten Dichter: Emma-

nuel Fröhlich und Adolph Follen vermö-
gen würde, die Arbeit zu übernehmen; allein
vergebens! Sie blieb ruhen und so verstrich
das Jahr 1827."

„Ich erhielt die Nachricht, daß mein alter Vater gestorben sei und eilte in mein Vaterland zurück, zwar in der Absicht nur kurze Zeit zu verweilen; allein der Himmel fügte es anders. Ich fand meine in meiner Lebensbeschreibung oft gedachte Jugendgeliebte wieder, verheirathete mich und ward ein sehr bemittelter Mann. Die Hoffnung ging mir auf's Neue auf, mich nun erst recht mit Lust und Liebe und gänzlich der Musik widmen zu können."

„Meine Familienverhältnisse warfen mich als Oekonom auf das Gut meines Schwiegervaters, welches in einer reizenden Gegend an der baier'schen Grenze gelegen. Die grünen Hügel und Berge regten mit unendlicher Sehnsucht mein bereits seit einem Jahre in der Rechnungs-

führung der Oekonomie eingeschlafenes musikalisches Gemüth wieder auf. Als Gesangskomponist und Leiter der Männerchöre bekannt, brachte mir eine Gemeinde aus der Gegend einstmals einen Abendgesang. War es doch, als schlügen ihre Stimmen mahnend über meine Treulosigkeit an mein Ohr!"

„Plötzlich entstand der Gedanke, einen großartigen Männerchor mir auch in meiner vaterländischen Umgebung zu schaffen. Es wurden bald alle Vorbereitungen dazu getroffen, und schon in wenigen Tagen liefen Subscriptionslisten in allen Dörfern an gesangesliebende Bauern herum, die dieselben zu einer Prüfung einluden.

„Die erste Uebung wurde gehalten; sie fiel vortrefflich aus. Meine Pferde ackerten 6 Tage die Erde und den 7ten fuhren sie mich auf 12 Ortschaften herum, den Bauern Gesangunterricht zu ertheilen. Zu gleicher Zeit aber trat ich auch mit meinem Freunde, dem Oberlehrer

Hummel am Seminar in Hildburghausen, in Verbindung, und dieser wirkte nun um Hildburghausen herum, nach Eisfeld zu, für diesen Chor."

„Nach sechs Monaten zogen 360 Sänger sich in lustigen Chören auf den sogenannten Stadtberg bei Hildburghausen entgegen, und eine Probe ihrer Fähigkeiten ward in der Kirche zu Einhausen, unter einer großen Menge von Zuhörern gemacht. — Die Leistung des Chors setzte alles in Erstaunen."

„Acht Tage darauf begann unter meiner speciellen Leitung die wirkliche Aufführung in der Stadtkirche zu Hildburghausen, woran namentlich der regierende Herzog Bernhard großen Antheil nahm. — Ich suchte in Gemeinschaft mit Hummel das begonnene Werk immer weiter zu fördern und auszudehnen. Nachdem 24 bis 30 Dörfer der Sache beigetreten waren, ward eine neue Aufführung in der Stadt Mei-

ningen selbst festgesetzt. Die Schwierigkeiten waren groß; denn diese Stadt war 15 Stunden weit von den Dörfern am Walde — die dem Vereine ebenfalls beigetreten waren — entfernt; dennoch wurden sie besiegt."

„Merkwürdig war die innere Einrichtung in diesen Chören, die alle zusammen eins bildeten, obwohl jedes für sich bestand."

„Tag und Nacht gingen meine Beschäftigungen darauf hinaus, das begonnene Unternehmen auf alle Weise zu fördern, und Chöre auf Chöre wurden komponirt. Die bisher bestandene schlechte Kirchenmusik, besonders in den Dörfern, zu verdrängen, war mein Hauptaugenmerk, und dieser Zweck konnte nur dadurch erreicht werden, daß der Gesang ausgebildet wurde, daher denn auch mein fortgesetzter Unterricht es so weit brachte, daß in allen Dörfern, wo jene Männerchöre bestanden, nicht mehr an eine Instrumentalmusik gedacht wurde. Mo=

tetten religiösen Inhaltes sollten an die Stelle eines Orchesters von einer Violine, einer Klarinette und vielleicht sechs Militärtrompeten treten. Ich komponirte zu dem Ende Motetten, Gesänge, kurz alles, um dem gebildeten Vereine Stoff zu verschaffen, der auch, gleich einem Drachen, alles Dargebotene mit großer Schnelligkeit verzehrte und verdauete."

„Das Frühjahr 1831 brachte unsre Sänger nach Meiningen in einer Zahl von 600 Mann. Der erste Tenor war mit 175 Stimmen besetzt, der zweite Baß mit 200 Stimmen. Noch nie habe ich eine gelungenere Aufführung, selbst in der Schweiz nicht, wie diese gehört. Es wurden mehrere Fugensätze ausgeführt, mit einem Vortrag, einer Gewandtheit und Präcision, die an das Unglaubliche gränzten."

„Obwohl der gütige, für alles Große und Schöne empfängliche Herzog Bernhard dem Chore allen Schutz gewährte, so wurde derselbe

leider nur zu bald ein Opfer der Zerstörung, in Folge der politischen Revolution, deren heranströmende Flüchtlinge die Nothwendigkeit geboten, jeden bestehenden Verein, sei er noch so unschuldig, aufzulösen. So löste sich auch der unsrige auf, und trauernden Angedenkens höre ich beim Betreten jener Gegenden, wo er bestanden, nur noch manchmal im Vorbeigehen an den Schulen 4 bis 6 Männerstimmen in abendlicher Dämmerung das ehemalige von mir komponirte Lied: „„Holde Eintracht ꝛc.““ singen.“

„Nachdem dieses Gesangestreiben vorübergegangen, mein schöner Traum verschwunden war, versuchte ich auf andere Weise mich musikalisch zu beschäftigen, und komponirte Tafellieder mit Orchesterbegleitung, die ich mir dachte, daß sie in fröhlicher Gesellschaft als Rundgesänge ausgeführt werden könnten. Sie verfehlten ihren Zweck nicht und wurden auch in Konzerten von einem Theil des Männerchors auf-

geführt und gesungen, und gefielen sehr. Bald verbreiteten sie sich auch in die Nachbarstädte, und ich lieferte von Zeit zu Zeit neue."

„Ferner komponirte ich damals ein „„Schweizerheimweh."" Es waren die Hirtenmelodien, die mich aus jener Zeit, wo ich in der Schweiz gelebt, noch herüber begleitet hatten, und in meinem Innern fortklangen. Diesen einen Tempel des Nachhalles zu erbauen, war längst schon in meinen musikalischen Träumereien beschlossen. Bald hatte ich einen Text von Sydow gefunden; ich arrangirte denselben, wie ich ihn brauchte, und komponirte nun dieses Schweizerheimweh in der Gestalt einer theatralischen Scene. In Schleusingen, Suhl und andern Orten ward es mit entschiedenem Beifalle aufgeführt."

„Der Gedanke an den liegen gebliebenen „„Richard Löwenherz"" tauchte auf's Neue in mir auf, und mit ihm zugleich der, zu einer neuen Oper. Ich sprach mit Bechstein dar-

über; er ging mir mit Rath und That an die Hand, und ein jugendlicher, vaterländischer Dichter unternahm die Bearbeitung eines Textes."

„Der junge Mensch aber, — wie ich leider zu spät gewahr ward — hatte fast noch keine Idee von Opernmusik und Zusammenstellung von Ensemblestücken. Dessen ungeachtet ging die Arbeit von mir aus rasch vorwärts; der erste Akt war vollendet, der zweite der Vollendung nahe, als ein fürchterliches Ungewitter über mich hereinbrach; meine inniggeliebte Frau starb, welches traurige Ereigniß auf lange meine Töne verstummen machte."

„Unter Plackereien der prosaischsten Art, die die Auseinandersetzung des Vermögens meiner Frau zum Grunde hatten, war ein halbes Jahr vergangen. Ich hatte mich auf einer Reise herumgetrieben, und war ein wenig ruhiger zurückgekehrt. Da lagen noch auf meinem Pulte die letzten Takte des Aktes der Oper, an der

ich geschrieben. Ich suchte den Zusammenhang wieder auf und begann die Vollendung mit erneuertem Muthe. Sie wurde fertig und ging im Dezember 1835 über die Meininger Bühne. Sie gefiel, obwohl in mancher Beziehung viel daran zu tadeln war, und das veranlaßte meinen Freund Bechstein, mir den Text zu einer neuen Oper: „„Des Bettlers Tochter““ zu schreiben *). In dreiviertel Jahren war die Komposition vollendet.“

„Nun lag mir daran, wie Sie wohl denken können, sie zur Aufführung zu bringen, und das war ein Grund, weßwegen ich die mir angetragene Musikdirektorstelle in Bamberg annahm. Eine zweite, nicht minder wichtige Ur-

---

*) Ich habe den Text gelesen, und bin der Meinung, daß wenn die Musik — woran ich nicht zweifle — nur ziemlich gleichen Schritt mit dem Texte hält, die Oper unsern Bühnenrepertoirs einst zur Zierde gereichen werde.

sache war der Wunsch, (da ich nun einmal fest entschlossen bin, meine Kräfte ferner nur der dramatischen Musik zu widmen) das Technische der Ausführung dieser Musik bis in ihre kleinsten Theile kennen zu lernen, und mich darein selbst praktisch-thätig zu verflechten, besonders da mir von Sachverständigen der Vorwurf gemacht wurde, meine Kompositionen nur in Berechnung auf große Bühnen gefertigt, und den kleinern die Ausführung zu schwierig gemacht zu haben. — Der dritte und Hauptgrund aber — dies dürfeu Sie mir auf mein Wort glauben — war die Sehnsucht, an dem Orte, wo der große geniale Hoffmann, obwohl unter den schlechtesten Verhältnissen, wirkte, in gleicher Eigenschaft mich zu befinden; ja, ich hatte eine gewisse Ambition darein gesetzt, an der Stelle zu dirigiren, die durch ihn zu einer geheiligten geworden! So sehen Sie mich hier!" — —

„Ich ehre und würdige Ihre Tendenzen vollkommen," sagte ich dem Professor; „nur wünsche ich von Herzen, daß man Ihnen freundlicher entgegenkommen möge, als es bei dem Kammergerichtsrath der Fall war."

„Das würde mich zwar freuen, wenn es geschähe," — versetzte der neue Musikdirektor — „hätte aber auch gar nichts zu bedeuten, wenn es mir nicht besser ginge; denn in solcher Gesellschaft ist gut Leid erdulden, und es scheint mir, obwohl ich nur wenige Tage hier bin, als wenn ich dazu schon eine Antwartschaft verspürte, wenn anders ich die bereits erblickten Beweise von Dummheit und Chikane richtig deute."

Der Professor ging von meinen herzlichsten Wünschen begleitet. Meine Besorgnisse, die ich in der kommenden Tage Dunkel liegen sah, theilte ich ihm nicht mit, um ihn nicht zu beunruhigen und zu entmuthigen.

III.

Kabale und Liebe.

Vierzehn Tage lang mußte ich Krankheits halber das Zimmer hüten, hatte aber von Zeit zu Zeit seine Besuche, aber auch nichts, wie beim seligen Kammergerichtsrath, als Klagen zu vernehmen, die alle auf das gemeine, schimpfliche Benehmen von Seiten des Orchesters; seines Dirigenten, der Sänger und Choristen, hinausliefen.

„Denken Sie sich,“ sagte unter Anderm der Geplagte; „ich erzeige dem alten Musikdirektor die Ehre, und mache ihm einen Besuch, trage ihm meine bescheidenen Wünsche vor, versichere ihn, wie ich es mir zur angenehmen Pflicht machen würde, vorzüglich durch Einstudierung der Chöre ihm eine bedeutende Last abzunehmen, und bedinge mir die Orchesterdirek-

tion nur für ein paar Opern aus. Der alte Mann erschrickt gewaltig, schüttelt bedenklich den Kopf und versichert — unverschämt genug! — rund heraus, daß dies halt nimmermehr sein könne; ihm nur stehe dies Recht zu."

„Und wundern Sie sich darüber?" entgegnete ich; „ist es von Dem, der auf schwachen Füßen steht, nicht politisch-klug gedacht, daß er sich nicht gern ein Bein unterschlagen läßt, was bei etwaigem Falle ihm nur um sein Stückchen Brod bringen könne?"

„Das will ich ja nie in Anspruch nehmen," sagte der Professor, „Sie kennen doch die Gründe nur allzugut, die mich einzig und allein zur Uebernahme der Musikdirektorstelle bestimmten. Freilich fühle ich wohl, daß das Der nicht einsehen kann, der die Kunst rein um des lieben Brodes wegen treibt. — Dem sei nun wie ihm wolle, ich ging nach dieser Konferenz zum Unternehmer und bat ihn um meine sofortige

Entlassung. Dieser aber bestand auf meinem Bleiben und erklärte mir, ich möge mich an nichts kehren, alles ihm überlassen, und sicher darauf bauen, daß ich demnächst die Opern „„Zampa und Don Juan““ unfehlbar zu dirigiren haben würde. Ich hielt nun jeden Tag seit 14 Tagen Vor- und Nachmittags Proben, bald mit den Solosängern, bald mit den Choristen, und kann Ihnen nicht beschreiben, wie ich da mich abzumartern hatte. Den Meisten — gänzlich unmusikalischen Individuen — kam es spanisch vor, wenn ich oft sechs- bis achtmalige Repetition begehrte; sie dachten an ihren alten, stets zufriedenen Misikdirektor, der dergleichen von ihnen nie begehre; es wurden mir sogar Grobheiten gesagt, die ich eingedenk des Spruchs, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, gezwungen ward zu erwiedern, und ich stand abermals im Begriff Adieu zu sagen, als ich einen Brief von Bechstein empfing, dem

ich die Sache früher geklagt hatte. Er schreibt mir: „„Wenn Dir das Choristen- und Solovolk, sowie die Orchestermusikanten, den Kopf warm machen, so denke, daß Du da sitzest, wo Ernst Theodor Amadeus Hoffmann saß, der oft auch was Weniges des Teufels werden wollte, daß alles durchgekämpft werden muß, und daß Du es noch gut vor tausend Musikern hast!““ Diese Worte, vom Freunde mir zugerufen, gaben mir mehr Ausdauer in meiner kritischen Lage, als ich gehofft hatte, und ich flickte mich mühsam durch, bis zur gestrigen Orchesterprobe. Ein paar ergraute Vasallen vom Altmeister — namentlich ein alter Violoncellist, der sich Musikdirektor, wie Sie wissen, schelten läßt, weil er ein paar Mal vor länger als zwanzig Jahren ein Orchester in Fulda dirigirte und, wie mir gesagt wurde, seit eben so vielen Jahren hier in Intriguen und Hetzereien, die er zwischen Orchester und Unterneh-

mer fort und fort anspinnt, lebt — blieben bei der Probe gänzlich aus; und dennoch habe ich unter heftigen Kämpfen und Widersetzlichkeiten, die besonders bei jeder Repetition eines Musikstücks laut wurden, die Probe von 4 bis 9 Uhr Abends zu Ende gebracht, bin aber noch heute so müde wie ein Jagdhund!"

„Das alles sind Dinge, die mich gar nicht befremden," sagte ich, „Dinge, die mir schon vor 30 Jahren der Kammergerichtsrath erzählte, und die ich noch auswendig weiß. Darum beruhigen Sie sich, Bester, und lassen sich eine Erholung vorschlagen. — Mein erster Ausgang sei bestimmt, Ihren längst gehegten Wunsch zu erfüllen, und Sie in die Wohnung dieses kleinen Mannes zu führen, in der er fünf Jahre hindurch lebte, strebte und litt. Kommen Sie!" —

Schillerplatz N. 26

IV.

Das ominöse Häuschen.

Auf dem Theaterplatz angekommen, stellte ich mich mit dem Professor in gehöriger Sehweite vor ein Haus hin und sagte: „Sehen Sie, das ist das winzig kleine Häuschen, eins der kleinsten, die Bamberg aufzuweisen hat, welches fünf Jahre hindurch wie eine *Nußschale* über dem kleinen *Kernmann* hing. Betrachten Sie aber das Dachstübchenfenster und denken Sie sich, daß aus diesem, wie aus einem Wurmloche, der Kleine stets fröhlich und wohlgemuth guckte, und zu mir heruntersprach, und mich gewöhnlich zu sich hinauflud. Denken wir, bester Professor, er wohne noch oben, und gehen wir, ihn zu besuchen!"

Der Korpulente zwang sich mit Mühe durch die enge, eben offenstehende Thür des Häuschens; mir war der Eingang noch von 25 Jah-

ren her bekannt, und mir — obwohl eben so korpulent — doch nicht unbequem.

In das eben so schmale Hausplätzchen eingetreten, ergriff uns Beide zugleich ein geheimer Schauder; unwillkürlich zogen wir, wie auf Verabredung, unsere Hüte ehrfurchtsvoll ab, blickten uns an, und jeder sah in des Andern Auge eine Thräne glänzen. —

„Mich überschleicht das Gefühl,“ hub der Professor an, „als wenn ich in einer Kirche mich befände.“

„Und mir ist,“ versetzte ich, „als stände ich in Hoffmanns Gruft!“ Wir hatten einige Stufen der Treppe erstiegen, als der Professor stehen blieb und sagte:

„Seltsam! Sie erklären das, was ich nicht auszusprechen wagte. Ein Todtengeruch scheint mir wirklich entgegenzukommen!“

„Mir längst,“ entgegnete ich; „wie könnte mir sonst die Gruft einfallen?“

Wir stiegen weiter und standen im ersten Stocke vor der Thüre, den die Familie Wahrmuth bewohnt, die ehrlichen, braven, ehemaligen Hausleute des Kammergerichtsraths. Ich klopfte. Niemand hörte. Ich drückte die Klinke, — die Stube war verschlossen.

„Es wird Niemand zu Hause sein," sagte ich. „Mutter und Tochter, die dieses Zimmer bewohnen, werden in die Nachbarschaft gegangen sein, zu einer zweiten Tochter und Schwester, die hier als Wittwe wohnt; deshalb fanden wir wahrscheinlich die Hausthür geöffnet. Versuchen wir es, und gehen eine Treppe höher, wo der Selige wohnte. Sein kleines Gemach hat jetzt sein ehemaliger Hausherr, der Kammermusikus Wahrmuth, inne, Einer der wenigen, die es mit dem Kammergerichtsrath gut meinten und der unter seiner Direktion aufrichtig und vergnügt geigte. Er war seiner Zeit ein tüchtiger Virtuose, und eben so klein, als

der Kammergerichtsrath, den er aber überaus verehrte und ganz absonderlich vor Andern begriff und mehrmals von ihm zu sagen pflegte: „„Der Herr Musikdirektor Hoffmann geben uns (den Orchestermitgliedern) verfluchte Nüsse aufzuknacken; aber so ist es schon recht, so schlafen wir nicht ein!““ — Lassen Sie uns eine Treppe höher steigen, wir wollen den Ehrenmann besuchen.“

So stiegen wir die zweite hinauf; — der Todtengeruch schien sich immer deutlicher zu entwickeln, — wir standen vor des Kammergerichtsraths, jetzt des Kammermusikus, Zimmer. — Der Schlüssel steckte in der Thüre.

„Wir finden ihn zu Hause,“ sagte ich freudig bewegt zum Professor.

Ich klopfe, noch einmal, Niemand ruft herein. Ich drücke auf, die Thür öffnet sich, wir treten in das Zimmer, und befinden uns allein in demselben.

„Seltsam!“ rief ich aus, „uns hier so allein zu sehen, und doch muß ich den Zufall preisen, der mich dies Heiligthum, zum ersten Male nach 25 Jahren, wieder mit Ihnen ohne Zeugen betreten läßt.“

„Wunderbar!“ sagte der Professor. „Aber Freund! ich kann ihnen meine Stimmung nicht beschreiben; Eiskälte überfährt meine Haut, und mich dünkt, der Todtengeruch verbreite sich immer mehr und mehr!“

„Alles das fühle ich mit Ihnen; doch lassen wir uns von diesen unheimlichen Gefühlen nicht hinreißen, wozu unsere Phantasie wohl nur allein den Impuls gegeben haben mag. Erschiene uns auch auf der Stelle der Selige, wir hätten nicht Ursache uns zu fürchten, sein Geist könnte uns nur als ein guter erscheinen. — Doch, was erblick' ich? — Welche Pietät! — — O göttlicher Kammermusikus! Das hast Du gut gemacht! Gepriesen sei Dein edler

Sinn, hier und jenseits! — — Professor! Ihr wisset gar nicht, was Ihr sehet. — Reißt die Augen auf, Professor! — — Ihr sehet hier das leibhaftige, das gänzlich unveränderte Zimmer des seligen Kammergerichtsraths! — — Dieselben drei Stühle, auf welchen er und ich so oft gesessen; derselbe Schreibtisch, an welchem er seinen Berganza ausgearbeitet, seinen goldenen Topf angefangen, und die ersten Noten zu seiner Undine gesetzt. — — Dank Dir, trefflicher Kammermusikus, daß Du diese unscheinbaren Meubles erhieltest und als heilige Reliquien aufbewahrtest! — — Professor! Schauet den Brandfleck im Tische hier, — den hat der Selige hineingebrannt, als er des Kapellmeisters Johannes Kreisler's Lehrbrief schrieb, mit einem Stümpfchen Licht hineingebrannt, das der Leuchter nicht mehr halten wollte. Da nun kein anderes mehr vorhanden, der Kammergerichtsrath aber im vollen Zuge war, setzte er

das Stümpfchen auf den platten Tisch, um die letzten Gedanken zum Lehrbrief auf das Papier zu bringen. Mit den Schlußworten:

„„Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es ist mir so, als werde ich Dich nicht wiedersehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden solltest, nachdem Du um mich, so wie Hamlet um den seligen Yorik, gehörig lamentirt hast, ein friedliches: Hic jacet, und ein:

†

Dieses Kreuz dient zugleich zum großen Insiegel meines Lehrbriefes, und so unterschreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler

ci-devant Kapellmeister.""

erlosch das Licht; aber andern Tages zeigte mir Kreisler-Hoffmann den eingebrannten, Gottlob noch unvertilgten Fleck, indem er lautauflachend

sprach: „„Belieben Sie, Verehrtester, diesen Schandfleck des Teufels zu erblicken. Als ich in gestriger Nacht die sublimsten Gedanken in Kreisler's Lehrbrief niederschrieb, und anfing gemüthlich und zierlich dies stattliche Kreuz zu malen, erzürnte Satanas darob, und brannte diesen Fleck ein zu seinem und meinem Gedächtniß!"" — — — Hier in dieser Tisch-Schublade, Professor, lag sein mit unzähligen Thränen gesättigtes Tagebuch! viele mögen beim nächtlichen Hineinlegen desselben nebenbei gefallen sein! hier sind sie vertrocknet; aber in seinen Schriften finden wir sie alle, hinter der Harlekinsmaske verborgen, wieder. Ja, ein Schalk war der Selige im Leben, wie in seinen Werken; durch's thränende Auge lachte er; er besaß den Humor des alten Schoppe, und die Misèren des Lebens packten ihn nicht ungestraft; denn entweder verspottete oder geißelte er sie! Und wenn hier, wo wir stehen, seine treue Le-

bens-

bensgefährtin manchmal verzweiflungsvoll die Hände rang nach einer Suppe auf den Mittag, warf er lachend vom obern Zimmer, — Sie sehen doch, Professor, das viereckige Loch dort in der Ecke über uns? — ein Paar alte Stiefel zum Verkauf in die gefalteten Hände der lieben Frau herab; worüber diese wiederum nicht anders als — mitlachen konnte. Ach Professor! Das war die ächte Lenette, die dem Armenadvokaten Siebenkäs sicherlich geworden wäre, hätte sie zu jener Zeit ihm der Kammergerichtsrath nicht weggekapert!" —

Ich trat an das Fenster, öffnete es, und schaute dieselbe Umgebung an, die ich so oft in Gesellschaft des Freundes, neben ihm hinausgelehnt, betrachtet hatte. Auch das von ihm so oft verwünschte Haus rechter Hand, das ihm so viele nächtliche Qualen bereitete, stand noch wie sonst, aber frisch übertüncht. Die Gemächer, aus denen das ihn täglich schier vernich-

tende Lied: „Wenn mir Dein Auge strahlet,“ kam, füllt jetzt mit seiner Familie ein ehrlicher Bäckermeister aus, und backt viel Brod darin, woran es dem Seligen nicht selten fehlte.

„Ist das nicht wahrer Hohn des Schicksals!“ würde er, sähe er jetzt mit mir zum Fenster hinaus, ausrufen: „daß mir damals von drüben wurde, was ich als civilisirter Musikdirektor nicht brauchte, und jetzt gereicht wird, was ich als genialer Autor, der gewisse Phantasiestücke und einige andere Bücher geschrieben, wiederum nicht brauche!“

Nachdem ich das Fenster geschlossen, fand ich den Professor niedergebückt am Fußende eines sogenannten Himmelbettes buchstabirend:

„E. T. A. H. & M.“

„Was heißt das?“ sagte er.

Ich trat hinzu. „Ach!“ rief ich aus, „es ist dieselbe Bettstelle, in der der theure selige Freund mehr qual- als freudvolle Nächte durch-

schlief. Sein Name und der seiner treuen Gattin Micheline; — ich erkenne sie wieder, diese damals von ihm selbst mit einem Messer eingegrabenen Schriftzüge! — — Machen wir, daß wir fortkommen, Professor! Mir fängt es wirklich an, ernstlich unheimlich zu werden. — — Also auch diese Bettstatt hast Du aufbewahrt, frommer Kammermusikus, — und sie war vielleicht selbst bisher Deine nächtliche Ruhestätte? — — Ja, unversehrt, selbst unverrückt, steht sie noch da, und — täusche ich mich nicht? — nein, wahrlich, ich erkenne sie wieder, diese langen, rothgeblümten Vorhänge, über die derselbe so oft scherzte und aus ihren Faltenwürfen so viele komische Physiognomien herausblicken sah. Es sind dieselben von damals, nur etwas verwaschen! Sehen Sie, Professor, hinter diesen Vorhängen — — —"

„Herr des Himmels und der Erde!" schrieen wir zugleich auf, als ich sie rasch auseinander-

gezogen hatte; — wir waren dem Niederstürzen nahe, und nach einer langen Pause der Erholung, setzte ich ebenso hinzu:

„Der Kammermusikus!“

Ja, er war es wirklich, der im Todtenhemde dalag!

„Was schreien Sie?“ sagte sanft eine Stimme hinter uns. „O beunruhigen Sie meinen guten Vater nicht!“ fuhr sie ebenso fort.

Es war die Tochter des Kammermusikus Wahrmuth. Sie war unterdessen aus der Nachbarschaft in ihr unteres Zimmer zurückgekehrt, und nachdem sie unsern Schrei vernommen, herbeigeeilt.

Wir erfuhren von ihr, unter worterstickenden Thräuen, daß ihr lieber, theurer Vater gestern früh gestorben sei, wovon mir nicht die geringste Nachricht zugekommen war; sie aber meinte, ich wäre gekommen, den von mir im Leben so hochgeachteten Mann — als Leiche noch einmal zu sehen. Ich erklärte ihr jedoch

das Quid pro quo, nachdem ich mich einigermaßen gefaßt hatte.

„Das längst geahnte Unvermeidliche,“ sagte die Tochter, „ist leider gekommen. Mein beinahe achtzigjähriger Vater ist in des Herrn Kammergerichtsraths, den er im Leben so hoch verehrte, ehemaligem Bette unter sanften Delirien, aus denen wir die Worte vernahmen: — Hoffmann — Orchester — der bin ich — nur lento — lento — lento — ruhig entschlafen. Wie sehr mein lieber Vater ihn schätzte, beweist Ihnen, außerdem daß er in seinen letzten Augenblicken sich noch mit ihm beschäftigte, die ganze Einrichtung dieses Zimmers, das er ganz in demselben Stand erhielt, wie es sein früherer Bewohner, auch mein unvergeßlicher Lehrer, verlassen.“

„Ist denn gar kein Andenken vom sel'gen Hoffmann aus diesem Hause mitzunehmen?“ sagte tief bewegt der Professor.

„Ich wüßte nichts,“ erwiederte die Tochter. „Alle Papiere, die er zurückließ in jener Rumpelkammer oben, zu der dies Luftloch führt, sind auf sein Geheiß nach seiner Abreise sogleich den Flammen übergeben worden. Doch, — — warten Sie! Jener Ziegelstein mit dem Sie das Loch — mit welchem er so viel Spaß trieb, bedeckt sehen, ist derselbe noch, wie ihn sich der Kammergerichtsrath bediente, je nachdem er das Loch der Wärme wegen bedeckt haben wollte, oder nicht. — Ich bringe ihn.“ —

Sie eilte hinauf, und brachte einen mit Noten umwickelten Stein.

„Das ist Hoffmann's Handschrift!“ rief ich aus.

„Und, — Noten aus seiner Undine!“ sagte gerührt der Professor. — „O wäre es nicht erlaubt“ — — — wandte er sich zur Tochter auf die Noten zeigend.

„Recht gern,“ sagte sie.

Der Professor verbarg schnell den Schatz an seiner Brust; dann gingen wir noch einmal zum Bette des alten Kammermusikus, tauchten — obwohl Beide Protestanten — unsere Finger in das, unfern des Bettes stehende Weihwasser, und besprengten die entseelte Hülle damit.

„Friede sei mit Dir ewiglich!" sagte ich.

„Friede, wie ihn Dir kein Katholik heißer wünschen kann!" sprach der Professor, und tief erschüttert an Leib und Seele verließen wir das merkwürdige Haus. —

V.

Zampa.

Zampa ist eine der besseren Opern der neueren Musik. Die frischen und lebendigen Melodieen bewegen sich in stets abwechselnden Rhythmen, durch das ganze Werk. Lange hatte Herold gekämpft, ehe er mit seiner Opernmusik

erkannt wurde, und fast gänzlich an seiner dramatischen Musik verzweifelnd, träumte er Jahre lang fort, bis seine angespannte Phantasie, gesteigert durch nicht allzuglückliche Lebensverhältnisse, seinen Zampa ausgab, nach dessen Erscheinung erst, er in die Reihe ausgezeichneter Komponisten gesetzt ward.

Diese Oper nun hatte der neue Musikdirektor zu dirigiren. Der Alte wollte darüber was weniges des Teufels werden, das heißt: er hatte sich aus Aerger in's Bett gelegt, diesen Coup aber schon acht Tage früher seinen getreuen Jüngern angekündigt.

„Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen," sagte er, „der Professor ärgert mich zu Tode; sehe ich nicht schon jetzt ganz elend aus? Wie lange wird es dauern, so liege ich zu Bette!"

So geschah es auch; — doch als die Oper vorüber, stand andern Tages der Mann neugestärkt wieder auf.

Es war am 19. November 1837, als es, nachdem es Nacht geworden, in Bamberg 6 Uhr schlug, welche Stunde den Anfang der Vorstellung bezeichnete. Das Orchester war bereits versammelt, bis auf den Klarinettisten und Violoncellisten, die, wie früher bemerkt, schon in der Probe ausgeblieben waren. Der Letztere aber soll ganz gemüthlich der Vorstellung vom Parterre aus zugesehen haben.

Der Professor erschien im Orchester und grüßte rechts und links, ging zu Diesem und Jenem, ihm etwas — wahrscheinlich in Bezug auf die Oper — in's Ohr raunend, ohne jedoch besondere Attention zu finden. Darauf nahete er sich dem Dirigenten-Platze. Dieser sah heute anders aus, wie früher. Den bequemen Lehnstuhl, worin der alte Musikdirektor sonst saß, und der an den vier Beinen festgenagelt war, damit er mit ihm nicht umfalle, hatte der Neue gänzlich wegschaffen lassen.

Mit dem Betreten des Platzes tauchten und rauschten alle Erinnerungen an den seligen Kammergerichtsrath und an seine unglückliche Direktion in ihm auf und an ihm vorüber. Ihm wurde etwas beklommen, — wie er mir dies später selbst gestand — denn nur zu gut fühlte er, daß ihn ein gleiches Schicksal treffen könne. Allein ein immer unbezähmter Muth, dem ominösen Glauben, als sei die Stelle verrufen, Trotz zu bieten, beseelte ihn. Besonders lieb war es ihm aber, daß die Ouvertüre mit einem rauschenden Allegro anfängt, und er so, nach seiner Weise, im Stande war, den gefürchteten Feind herzhaft anzugreifen und nicht erst in einem Moderato, in einem Lento, oder gar Adagio seine Blößen zu entdecken, und sich in Hinterhalt zu legen.

Die Ouvertüre beginnt, und sein fast allzu lebhaftes Tempo reißt gleich einem brausenden Sturme, das Orchester mit sich fort. Sie wird

applaudirt, und der Schatten des Kammergerichtsraths, der den Professor immer umschwebt, verschwindet endlich beim Aufrollen des Vorhanges.

Obwohl das Publikum höchst zufrieden mit diesem energisch durchgeführten Musikstück war, so konnte es sich doch nicht recht zufrieden geben über das schwarz lackirte Kommandostäbchen, womit der neue Musikdirektor im Feuereifer taktirend hin- und herfuhr. Als es ihm aber gar einfiel, den Sängern und Sängerinnen mit seiner eigenen Stimme leise anschlagend, hier und da einhelfen zu wollen, trat ein gewaltiges Kopfschütteln im Auditorio ein. So etwas war in der guten Stadt Bamberg noch gar nicht passirt, obwohl in andern Städten man es viel vernünftiger findet, wenn Sängern, die auf schwachen Füßen stehen, auf diese Weise eingeholfen wird, weil, geschieht es mit Vorsicht und Mäßigung, dies viel weniger bemerkt wird,

als wenn der Musikdirektor die Violine ergreift, sie an die Wange setzt und in kolossalen Strichen schabend, auf die Bühne hinaufgeigt. Da bemerkt auch der größte Laie, daß Sänger und Sängerinnen fehlten.

Dem Dirigenten der Oper entging keine Note, nicht die kleinste Nüance, im Vortrage der Agirenden sowohl, als des Orchesters, und man sah ihm den Schauder an, so sehr er ihn auch zu verbergen strebte, wenn, wie man zu sagen pflegt, gepudelt wurde. Unter solchen Kämpfen fiel der Vorhang des ersten Aktes.

Der Professor schlich auf die Bühne, und hatte schon in der ersten Couliſſe Gelegenheit wahrzunehmen, wie sich das geehrte Personal Luft machte, über seine Direktion. Frau Ritta ballte das Fäustchen und schrie mehr als sie sprach: „Was? der Direktor will mir singend einhelfen? Das brauchte ich noch! Ich habe den Tancred und Romeo gesungen und mir

wurde jedesmal mit der Violine eingeholfen; das andere verbitte ich mir!" Der Musikdirektor, der hinzutrat, suchte die kleine Soubrette zu beruhigen, und gab ihr die Versicherung, daß dies nicht mehr geschehen solle, damit er das Vergnügen habe sie gänzlich umwerfen zu sehen.

Der zweite Akt rechtfertigte auch seine Besorgniß. Das schöne Duett mit Daniel Capuzzi wurde gänzlich verfehlt und ging unter Qual und Angst zu Ende, obwohl das Publikum damit, sowie mit der ganzen spätern Durchführung der Oper, zufrieden war. Das war dem neuen Dirigenten nun auch recht, und er hatte die Genugthuung und das Glück, die Vorstellung ohne Stockung durchzubringen, und das Loos Hoffmann's wenigstens in dieser Beziehung nicht getheilt zu haben.

VI.

Die Don Juan=Probe.

Durch war der Professor mit seinem ersten Debût; aber keinesweges durch mit dem zweiten, das ihn an Klippen scheitern, und auf Sandbänken sitzen lassen sollte.

Er hatte nun bewiesen, daß er zu dirigiren, und zwar sehr gut zu dirigiren verstehe, und das war sein Unglück. Die frühere Hoffnung, daß der Sturz schon bei der ersten Oper gelingen werde, wie beim seligen Kammergerichtsrath, war leider nicht in Erfüllung gegangen, und man mußte nun auf neue Mittel sinnen, den gefährlichen Feind rein toll zu machen, auf daß er selbst den Kommandostab den Insurgenten freiwillig an den Kopf werfe; und die Sache gelang vortrefflich.

Die erste Orchesterprobe zu Mozart's un=

sterblichem Don Juan war gehalten, und ich eilte gleich am andern Morgen früh, von bangen Ahnungen getrieben, in die Wohnung des Professors.

Vor der Thüre schon höre ich ein gewaltiges Hämmern auf den Flügel; ich trete ein, er bemerkt mich nicht, ich bleibe stehen, und höre ihn in höchster Extase folgenden Monolog recitativartig vortragen, sich mit dem Instrumente begleitend:

„Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich mußte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten?
Bei'm großen Kreisler-Hoffmann! es war nicht
Mein Ernst, wenn mir Gemeinheit tritt entgegen
Im Künstlerkleid, mit ihr mich zu besudeln!
Mein Will' nicht war's, mich in der Dummheit Kreis,
Die Ränke sich von der Chikane leiht,

Wie ein gemeiner Musikant zu spreizen.
Das Ziel, das ich mir vorgesteckt, es war
Ein edles, fern von jeder Gaukelei,
Nur mit der Kunst es ernst und redlich meinend!
Wohin doch seh' ich plötzlich mich geführt?
Bin ich in einer kunstgesinnten Stadt,
Im Kreise edler Musiker? — ach nein!
Mich dünkt, ich bin nur auf ein Dorf gerathen,
Und Musikanten sind's, die um mich her
Ihr bierig, lustig Kirchweihwesen treiben!
Der Schulz des Dorfs mit seinem Fiedelbogen
Schlägt schlechten Takt zu meinem lautern Spiele,
Und Klarinett', Violoncell, sie kreischen
Gemein mit ihren Instrumenten drein!
O Kreisler hilf! wie Du Dir einst geholfen,
Und rette mich von einem Volk, das mich
Im eignen Netz verderblich hält umstrickt,
Laß durch Gewaltthat selbst es reißend lösen!"

„Was ist Ihnen begegnet, Professor?" rufe ich, nachdem er geendigt, ihm auf die Schultern klopfend, zu, und er beginnt mir eine neue Leidensgeschichte von acht Tagen her zu erzählen, die der früheren auf ein Haar gleichsah, bis zur gestrigen Orchesterprobe. Die Beschrei-

bung

bung derselben aber hat der Professor selbst, auf eine so pittoreske und ergötzliche Weise, in seinem Tagebuche aufgezeichnet, daß, mit Erlaubniß des Verfassers, sie dem günstigen Leser, wie nachfolgt, mitgetheilt werden soll.

Wörtliche Abschrift aus des Professors Tagebuche.

Heute Abend war Hauptprobe des Don Juan. Nicht ohne innere Bewegung ging ich in das Theater; es war mir, als sollte etwas Wichtiges mit mir vorgehen, und da ich bei heftigen Gemüthsbewegungen leicht in Transpiration gerathe, hatte ich mich leichter für das kalte Orchester und Theater angezogen.

Es hatte bereits 4 Uhr geschlagen, als ich eintrat. Eine ominöse Stille verblieb auf meinen Gruß: „guten Abend," und diese Stille fiel schwer auf mein Gemüth; es schien mir jene Windstille vor dem Meeressturm zu sein.

Ich klopfte endlich. Die Ouvertüre beginnt; ich merke sogleich an dem zweiten Pulte hinter meinem Rücken in den Violinen mehr fis als f; allein schon in den nächsten Takten treten die Flöten falsch ein. Ich fange von vorne an; jetzt setzen die Klarinettisten falsch ein. — Es wird unruhig, der Theaterdirektor verfügt sich näher an das Orchester, — Die Ouvertüre beginnt wiederum.

„Meine Herren," rufe ich zu, „schwellen Sie die Tonleitern im Aufsteigen an, und nehmen Sie ab im Niedersteigen!"

Der Vortrag bleibt derselbe, sie spielen in Stärke und Schwäche gleich.

Das Allegro beginnt; ich höre durch die Musik durch mehrmals den Ruf: „es ist zu schnell, — Donnerwetter!"

Ein Glück für das Orchester, daß die Ouvertüre zu der Introduktion nach F dur einleitet, sonst wäre ich versucht gewesen, noch einmal

den Allegrosatz zu beginnen; allein im Begriff, eben zu klopfen, war das Orchester ohne Zeichen schon einige Takte in der Introduktion vorausgeeilt. Ich schwieg und ging mit.

Leporello hatte seine Einleitung geendigt, Donna Anna stürzt mit Don Juan aus dem Hause, hält krampfhaft denselben, sieht mich an, hat aber ihre eigene Stimme vergessen, und setzt mit Gesang gar nicht ein. — Ich klopfe. — „Was hält man Probe, wenn die Theatermitglieder ihre Sachen noch nicht kennen?“ ließ sich eine Stimme im Orchester, unverschämt genug, vernehmen. —

„Die Einleitung noch einmal!“ rufe ich. Donna Anna setzt taktlos ein; allein ich brachte sie endlich in das Fuhrgeleis und die Introduktion ging vorüber, jedoch nicht ohne den heimlichen Wunsch, diese Nummer noch einmal zu repetiren. —

Donna Anna beginnt ihr Recitativ mit höch=

ster Mittelmäßigkeit vorzutragen, Keiner im Orchester giebt auf das Zeichen zum Eintreten Achtung, die erste und öfters die zweite Violine schlagen vor, die andern haben dann versäumt, und suchen durch schnelleres Tempo den vorschlagenden Instrumenten nachzukommen. — Ich bitte um Aufmerksamkeit. — Das Recitativ beginnt von Neuem. Keine Möglichkeit des Zusammenhaltens des Quartetts. — In Strömen fließt das Wasser von meinem Körper, — ich beginne von Neuem, sage der Donna Anna einige empfindliche Worte über ihre Unachtsamkeit, sie opponirt, und nach einer noch heftigeren Anstrengung ging die Sache mit Erbärmlichkeit von allen Seiten durch. — Man kicherte und freuete sich hinter den Pulten, und an dem Pulte der zweiten Violine machte ich schon früher die Bemerkung, wie man sich absichtlich bemühe, schlecht zu spielen.

Die Arie der Donna Anna begann. Da

braus'ten die Bässe und Violinen im Sturme einher, die Blasinstrumente bliesen Allarm, die Hörner sollten — so schien es — gerade geblasen werden! Umsonst suche ich die Gewaltigtönenden und Musizirenden zu mehr Piano zu bewegen. Gott bewahre! ärger wird das Gekratze und Gedudel, — und der Donna Anna kolossale Stimme, die eher den Thurm von Jericho umgesungen hätte, verlor sich in dieser rohen Tonmasse als ein kleines Kindergeschrei. — Diese Nummer war durch! — ich hätte sie um keinen Preis mehr wiederholt; denn meine Ohren waren so mitgenommen, daß ich verzweifelte ferner etwas zu hören.

Das Terzett Nr. 3 beginnt. Ich ermahne nochmals zu leiserer Begleitung. Die ersten Takte waren leidlich; allein je länger das Stück spielte, desto stärker und unregelmäßiger wurde der Takt. Ich kochte vor innerer Wuth, und in dieser Aufregung schweiften meine Augen blitzes-

schnell durch alle Räume des Orchesters. Da entdeckte ich mit einem Male, daß sich mehrere von beiden Seiten nickend zuwinken, — so die Klarinettenspieler den Fagottisten und Hornisten. Mir schwoll die Faust unwillkürlich an, und der Taktstock in meiner Hand wurde mir in diesem Augenblick phantastisch zum Eselskinnbakken, — ich zitterte vor Bosheit, und nur der ganz gleichgiltige kalte Blick und Wink des Theater-Direktors von der Bühne herab hielt mich noch im Zügel.

Die nächste Nummer kommt. Klarinettisten, Fagottisten und Hornisten fehlen. Ich beginne von Neuem. Mein Auge fixirte diese drei Parthieen: Da sehen die Hornisten schelmisch unter ihrem Pulte nach mir, um mir bemerkbar zu machen, daß sie gar nicht mitwirken.

„Meine Herren,“ — hebe ich an, — „ich sehe nunmehr vollkommen ein, daß ich unter Ihnen verrathen und verkauft bin, ich hätte

nimmer geglaubt, daß Ihr so höchst mittelmäßiges Orchester, das so vieler Nachhilfe bedarf, auch noch die Malice besitzen würde, absichtlich und komplottmäßig zu fehlen. Machen Sie mich nicht toll, sonst könnte ich Repressalien gebrauchen, und wir säßen noch Nachts 12 Uhr hier!"

Das wollen wir sehen!" ließ sich eine unbekannte Stimme aus dem Boden des Orchesters vernehmen; — mir schien sie jener Geist aus Hoffmann's Elixiren des Teufels zu sein, — und ich schwieg. — Der Klarinettist schraubte, mir nichts, dir nichts, sein Instrument auseinander und ging nach meinem und dem vom Unternehmer bei der Zampa-Probe schon gegen ihn ausgesprochenen Wunsch — zum Teufel? — nein! in einen Winkel, eine Erfrischung aus der Tasche holend.

Weiter schweifte mein Auge nach einem andern dunkeln Winkel. An die Loge gelehnt,

gleich zwei Strauchdieben, saßen die beiden Fagottisten, die ihre Blicke starr auf ihre Stimme hefteten; es war jener Blick eines losen ungezogenen Jungen, der einen bösen Streich verübt hat, indem sein Erzieher ihn zur Rechenschaft auffordert. Ich hätte den Ersten folgendermaßen anreden mögen:

„Mein verehrter erster Fagottist! Sie heißen Tod! Wahrlich es wäre gut, wenn Sie für Ihr Fagott die Sense nähmen. Lassen Sie Ihre Malicen, ich rathe es Ihnen!"

und da ich einmal im Zuge gewesen wäre, den verlorenen Posten hinter mir:

„Invalider Musikdirektor aus dem Bauernkriege! Euer letzter Trost blieb das Violoncello, welches Ihr 20 bis 30 Jahre zur Ehre der Musik gespielt habt; allein die Zeiten haben sich geändert: das Violoncello spielt Euch jetzt, und Ihr seid nur noch auf das

ordinäre Instrument — Intrigue genannt — verwiesen. Dies Instrument kann auch bei Altersschwäche trefflich gespielt werden, und Ihr spielt es wahrlich gut, alter Flauschrock!"

Alles dies d a ch t e ich nur bei mir, sprach jedoch nichts desto weniger einige gewichtige, derbe Worte.

Das Murmeln begann von allen Seiten. Ein Männchen heulte mir zu: „Wir haben niemals mehr als eine Probe von Don Juan gehabt, warum wollen Sie Veränderungen und Neuerungen machen? Wozu diese Vorprobe? Wir sind nicht da, um uns 4 — 5 Stunden schinden zu lassen!"

Mittlerweile war es auf der linken Blas-Seite ruhig geworden. Der Klarinettist hatte sein Instrument wieder ineinander geschraubt, und erwartete, da er sich leiblich gestärkt, ruhiger die Zukunft.

Es beginnt das Quartett. Wir sind kaum 20 Takte hinein, als die zweite Violine ruft: „Wir sehen den Takt nicht!“ Ich klopfe laut zum Stillschweigen. Die Fagotte aber spielen und blasen fort, als hätten sie das Zeichen nicht gehört. — „Wir sehen den Takt nicht,“ wiederholen in sich hineinmurmelnd ärgerlich die zweiten Violinen.

„Wie wollen Sie, daß ich taktire, meine Herren?“ erwiederte ich. „Belieben Sie vielleicht eine Hopfenstange? — oder das Violinbogen-Kommando? — nur Geduld, das kann Ihnen, unter solchen Umständen, bald wieder werden — —“

„Was verlieren wir die Zeit mit dem Geschwätz!“ schrie aufspringend der kleine Flötist und Konzertmeister des Orchesters, „beginnen wir, wir können uns nicht alle mein Lebtage hierher setzen, und zudem, wenn Alle dirigiren wollen, brauchen wir überhaupt keinen Direk-

tor!" — Der Kleine warf sich noch einigemal auf seiner Bank umher, und gab seinem Nebenmanne einige Rippenstöße. Ich klopfte, um auf's Neue zu beginnen.

Wir waren am Finale des ersten Aktes. — Der kleine eifrige Flötist, durch den Geist seiner Rede und, weil mehrere aus dem Orchester ihm vielleicht über seine Heftigkeit etwelche Gesichter geschnitten hatten — denn das verträgt kein Kamerad — etwas exaltirt, glaubte in der Exekutirung des Stückes, die Pauken müßten eintreten. Wie ein Blitz war er mit einem Fuße auf seiner Bank, vergaß die nützlichen Worte, die er so eben zum Lobe eines Direktors gesprochen, und gab eigenmächtig den Pauken das Zeichen zum Anschlagen.

„Die Pauken!" schrie er, — „rrrrrrrrr!! — rrrrr — rrr — r —" und da er als Nächster meines linken Flügels agirte, hatte er mich fast in seiner Paukenbegeisterung von meinem

Tritte heruntergewirbelt. Ich mußte über diesen possirlichen Figuranten, trotz meiner Beklemmung, selbst lächeln.

Jetzt fehlte Donna Anna in ihrer Parthie abermals, und ich bin eben im Begriffe ihr einzuhelfen, als ich ihre Stimme mit Accent von der ersten Flöte blasen höre. Ich sehe mich um; der kleine Dämon hat sich so hoch als möglich erhoben, und bläst, — in blindem, doch wohl gut gemeintem Eifer — fort und fort. Ihre Blicke wechseln miteinander, und ich erkannte ein schönes, großartiges Verhältniß beider, die in Leben und Tod, Proben und Vorstellungen, sich Treue geschworen hatten! Ein dankbarer, zärtlicher Blick belohnte den Flöten- und Ohrenbläser; allein durch dieses Einhelfen hatte der Kleine seine eigene Stimme verloren, und mußte nun, auf Kosten der Singparthie, seine ungeblasen lassen, was ihn übrigens wenig kümmerte; für eine Welt galt

ihm der zärtliche Blick seiner Dulcinea Donna Anna! —

Der Mittelsatz begann, nachdem der Vordersatz schlecht durchgegangen war. Doch, — was Mittelsatz! — ich war froh, daß er durch war, und dirigirte nur noch als ein Musikdirektor-Schatten, der froh ist, wenn er zur ewigen Ruhe übergeschifft wird.

Mein Blut war übrigens so in Gährung gebracht, daß ich, bei längerer Opposition von Seiten dieses merkwürdigen Orchesters, mich leicht hätte vergehen können.

Den letzten Satz im Finale des ersten Aktes nahm ich im Tempo ein wenig rascher, als diese Alteweiberkapelle es von früher her vielleicht gewohnt war. In der rauschenden Musik selbst hörte ich die einzelnen halben Takte, ganzen Takte und Viertel, mit den Füßen nicht nur treten, sondern stampfen, woraus ich den überaus scharfsinnigen Schluß zog, daß dem hoch-

belobten Orchester der Takt überhaupt nicht recht sei.

Noch gedenke, o du mein Tagebuch! einer gar ergötzlichen Scene.

Der zweite Flötist, ein Schüler von unserem kleinen ersten, fehlte hin und wieder, setzte nicht richtig ein, oder verfehlte überhaupt die Noten. Ohne Weiteres verließ der erste Flötist seine Stimme, blies nicht mehr, sondern machte dem zweiten unter folgenden denkwürdigen Worten die Musik also begreiflich, indem er dazu laut taktirte:

„Siehst Du nicht — Du Esel! — hier steht ein Punkt dabei — Kalb Mosis! — siehst Du denn nicht, daß Du hier Achtel statt Viertel machst? — o Du R—vieh!

Unterdessen ging die übrige Musik in bachantischem Toben fort.

„Mein Gott!“ schrie der Bassist, „wir kommen nicht nach!“

„Nehmt Euch zusammen!“ schrie der kleine Flötist, „ich kann nicht Allen einhelfen!“

Wie das wüthende Heer im sausenden Galopp über Thäler und Berge dahinfährt, so ging es über Stock und Stein vorwärts. Bald gab der Gnom sein Zeichen an den Baß, bald an die Violinen, bald an die Trompeten, — und listig schauten wiederum die Hornisten geduckt am untern Theile ihres Pultes schelmisch nach mir hin, um mir begreiflich zu machen, daß sie nicht dabei seien.

Wie ein Chaos endete das Finale des ersten Aktes, und ich war zu meinem Verdrusse genöthigt, auf Verlangen des Schauspieldirektors, das letzte Allegro noch einmal zu beginnen. Doch ein guter Geist schien nochmals in mich hineinzufahren, und ich richtete abermals freundliche Worte an das Orchester, und bat es um Aufmerksamkeit. — Jedoch nur tauben Ohren predigte ich; denn in den Bänken, an ihren Pul-

ten saßen die Rohen, Unempfindlichen, und glotzten mich mit schneidender Kälte an.

Das Allegro begann noch einmal; allein schon mit dem Eintreten des Gesanges bemerkte ich, daß die Pauken um einen Ton zu hoch standen. Ich pochte, und nach der Stimmung derselben ging es bis zum Schlusse des Aktes. —

Tumultuarisch zog die noble Gesellschaft zur Thüre hinaus, um in dem daran stoßenden Gastzimmer der Rose ihrem Herzen Luft zu machen, und ihre vertrockneten Schlünde durch Bier wieder zu benetzen, denn bereits 2 Stunden hatten wir uns sämmtlich gemartert.

Ich schöpfte tief Athem! Schwere Seufzer entquollen meinem gepreßten Herzen, ich fühlte mich im innersten der Seele tief verwundet durch diese Schändlichkeiten von Menschen, denen ich nie etwas zu Leide gethan, die mich auf so nichtswürdige Weise verfolgten, ohne mich nur zu kennen, und meinen intellektuellen,

oder

oder musikalischen Werth bei so bodenloser Vornirtheit und Gemeinheit nie zu ergründen fähig sind. Herr! betete ich im Stillen, laß mich unter diesem musikalischen Pöbel, den die Gewohnheit, nichts Neues, Besseres neben sich aufkommen zu sehen, zu wahren Teufeln macht, nicht untergehen, und unterstütze mich, wenn nichts anders hilft, wenigstens unter diese S.....e zu fahren, und sie mit etwas anderem als mit dem Taktstock Mores zu lehren! —

Ich ging auf die Bühne, trat schweigend vor den Theaterdirektor hin, und erwartete seine Meinung zu diesem Skandal. — Derselbe aber, längst ölgetränkt durch die gemeinen Machinationen dieses in Grund und Boden verdorbenen sogenannten Künstlervolkes, erwiederte mir ganz ruhig: „Welch ein Neuling sind Sie auf unserem Territorium, daß Sie diese Vampyre, die jeder rechtlichen Theaterunternehmung seit mehr als drei Jahrzehnten das Blut aussogen, so gar

wenig kennen! Ich kann Ihnen für die erduldete bittere Schmach keine bessere Satisfaktion geben, als daß ich diejenigen Glieder des Orchesters, die durch ihr gesetzwidriges Benehmen den Kontrakt mit mir gebrochen, dem Magistrate anzeige und auf ihre Entfernung dringe. Lassen Sie sich übrigens nicht stören in Ihren Funktionen, und behandeln Sie die Sache mit der nöthigen Kälte und Ruhe!"

„Herr! da hört alles auf!" erwiederte ich. „Ich bin nicht hierher gekommen, um mir das Blut tropfenweise abzapfen zu lassen. Ich werde diese Probe noch endigen, allein verzichte heilig und theuer für immer auf die Ehre eines Musikdirektors in Bamberg. Ich will es nicht abwarten, daß mir es ergehe, wie meinem großen genialen Vorgänger, der abgesetzt wurde, weil er mit dem Flügel und nicht mit dem Fiedelbogen dirigirte, und die Geige nicht zu schaben verstand. Ich verstehe zwar dies Instru-

ment vollkommen, halte es aber tief unter meiner Würde, meine Grundsätze gemeinen eingebürgerten Launen und Gewohnheiten unterzuordnen. Hoffmann wich, oder mußte so elenden Rücksichten weichen, und ich kleiner Punkt gegen ihn, rechne mir's zur Ehre, in seine Fußstapfen zu treten." —

„Gehen wir zum zweiten Akte," sprach kalt der Direktor zu mir. Meine Augen fielen in das Orchester, das mir als ein Fegfeuer seltner Art von unten herauf leuchtete. Ich suchte schnell mit diesem zweiten Akte fertig zu werden. Eine gewisse Gleichgiltigkeit, mit dem festen Vorsatze im Hintergrunde, die Oper unter keiner Bedingung zu dirigiren, hatte alles Interesse für die Sache verscheucht, und nur ein tief gefühltes Mitleid für den unsterblichen Meister, ihn so abscheulich verhunzt zu sehen, machte sich in meinem bangen Herzen Raum.

Wiederum betrat ich meine Schlachtbank.

Der kleine Flötenbläser gab mir in's Ohr flüsternd, freundlich — und wie es mich dünkte, es gut mit mir meinend — zu verstehen: Den Takt laut auf das Pult anzuschlagen. „Sie kommen sonst nicht durch," sagte er, „man ist das einmal hier so gewohnt, ich meine es wahrlich aufrichtig mit Ihnen."

Ich folgte ihm, fand daß er Recht habe, schlug den Takt gleich einem Dreschflegel, der leeres Stroh drischt, auf das Pult auf, und siehe da, die schwankenden musikalischen Drescher kamen in's Gleichgewicht. — Mit großer Leichtigkeit ging ich über die unzählich gemachten Fehler hinweg, und war froh, als das Finale endlich begann.

Da gab es aber wiederum einen Tempokrieg. Der erste Fagottist blies wieder sechszehn Takte vorwärts, obgleich ich Halt geboten hatte. Das Völklein lachte darob nicht wenig, und der Musikdirektor von Fulda hinter mir

rieb sich vorzüglich die Hände. Endlich erscheint der Geist des Komthurs, um Don Juan's sündlichem Leben, so wie der Höllenmusik ein Ende zu machen, und mich von der musikalischen Folterbank zu befreien. — Der letzte Akkord tönte noch fort in einzelnen Stimmen, als die Orchestergesellschaft schon halb zur Thüre hinaus war.

„Mein verehrter Herr Direktor," begann ich, nachdem ich als ein fast umgefahrener Grenzstein noch auf meiner Stelle stand, „schicken Sie gefälligst sogleich zu Ihrem alten Herrn Musikdirektor, damit er in Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gattin, Donna Petronella, diese Unholde bezähme. Beide nur haben den Schlüssel zu diesem furchtbaren Reiche; mein Musikdirektorium hier lassen Sie noch heute zu Grabe tragen, und es dem Allmächtigen zu einer fröhlichen Auferstehung empfehlen."

So weit des Professors Tagebuch.

Du hast geneigter Leser nun gesehen, wie das hiesige Orchester probirte, und weißt auch aus dem Entschlusse des Professors, daß die nächste Probe unter der Direktion des Altmeisters Statt finden wird. Ich gebe Dir nun den Anfang dieser Probe, um Dich nicht zu ermüden und Dir das musikalische Völkchen noch in besserer Gestalt und zur Rechtfertigung des Tagebuch=Artikels von dem Professor vorzuführen. Höre denn!

Die Probe sollte angehen; mehrere Bänke des Orchesters waren noch leer, nur die Getreuen, das heißt, Violoncell, Klarinette, Fagotte und Hörner saßen schmunzelnd auf ihren Plätzen, denn sie wußten, daß der Professor nach den letzgespielten schändlichen Chikanen sich nicht mehr mit ihnen besudeln, und nicht dirigiren würde. Der Violoncellist blinzelte vergnügt über die gelungene Intrigue, der Klarinettist übte einstweilen die tiefen Töne seines Instru=

mentes, der Fagottist hatte sich ein neues Mundstück gekauft, um den wilden Ton seines aufgebrachten Instrumentes mehr zu deprimiren, die Hornisten hatten ihre, in der Professor-Probe gerade geblasenen Hörner selbst wieder etwas gebogen, — Alles zu Ehren des Altmeisters — der vernagelte Thron stand wieder an seinem Platz.

Der Altmeister, kaum seine Lust und Freude verbergend, zärtlich von der Bühne herab angeblickt von seiner getreuen, Gutmüthigkeit affektirenden Gattin, warf sich mit Entschlossenheit auf den Stuhl; die echten Jünger des Altmeisters hatten sich eine Ueberraschung für den tief gekränkten Violinbogen-Helden ausgedacht, die die besser gesinnten Mitglieder des Orchesters wahrscheinlich nicht theilen wollten. Als nun auch Er wieder aufgenagelt saß, da erscholl von seinen Anhängern Beifall- und Bravorufen, und mit höchst sanften, manierlichen Blicken dankte

er den Getreuen gerührt — sehr gerührt! — Der hochaufgehaltene Bogen senkte sich über diese Liebe und Anhänglichkeit verschämt herunter auf das Pult, — doch klopfte er dieses Mal fast zu mild als Zeichen zum Anfang.

Die klägliche und bewegliche Katastrophe verlief wie das Wasser eines umgefallenen Kübels, die noch übrigen Orchestermitglieder traten ein, setzten sich still an ihre Plätze, die Probe begann und ging wie beim Professor — schlecht, aber zur Zufriedenheit des Orchesters, denn was konnte aus Israel Gutes kommen!

VII.

Finale.

Es waren nach dieser Don Juan-Probe, die den Professor auf das empfindlichste gekränkt, und den bestimmten Entschluß in Ausführung gebracht hatte, sich nunmehro ganz von dem

Bamberger Theaterverhältniß zurückzuziehen, ein Paar Wochen vergangen, während welcher ich denselben nur auf Augenblicke sah. Er schien stets sehr verstimmt, sprach wenig mehr über theatralische Angelegenheiten, und nur dann, wenn ich die Unterhaltung auf den Kammergerichtsrath leitete, tauchte sein verletztes Gemüth wieder theilnehmend auf. Bei unserer letzten Unterredung über den herrlichen Mann sagte er auf einmal zu mir:

„Ueber mich ist ein eigener Gedanke gekommen. — Wohnen möchte ich noch, ehe ich diese Gegend verlasse, in dem ehemaligen Zimmer Hoffmann's, auf daß mich sein Geist nochmals umschwebe — oder meinen Sie nicht, daß er mehr dort hause? Ja, ich glaube es, und — hören Sie mich weiter: Ich bin mit mir höchst unzufrieden, und da einmal mein hiesiges Schicksal durch Sie und die Verhältnisse mich so nahe an Hoffmann gebracht haben, so be-

trachte ich es als eine Sühne, nicht eher von hinnen zu gehen, bis ich die Räume auf einige Zeit bewohnt habe, wo Hoffmann sich seinen phantastischen Gebilden hingab, und Zorn und Flammen, Gift und Galle gegen ein tauböhriges Orchester und Publikum in extravaganten Reden aushauchte. In jenem kleinen Zimmer hoffe auch ich meinem innern Grimme mehr Luft zu machen, so wie in der Bettstelle, welche so oft seine Seufzer gehört, mein inneres aufgeregtes Gemüth wieder zu beschwichtigen. Ich weiß nicht, ich bin nicht abergläubisch, allein einen gewissen Glauben an irgend etwas Ueberirdisches, was uns Sterblichen auf dieser Welt, ganz herausgerissen aus dem gewöhnlichen Alltagsleben, passirt, sei es nun durch Phantasie erzeugt, oder eine Wirklichkeit, die sich dem Auge oder Ohre durch Ahnung mittheilt, kann ich nicht unterdrücken. — Ich besuche jetzt mehr als sonst Ihren herrlichen, nahegelegenen Hain.

Das Ziel meines Spaziergangs ist immer die Statue Nepomuck's, wo Hoffmann die Idee zu seiner Berganza empfing, und an welche er, wie Sie mir so oft zu meiner Ergötzung erzählten, die komisch-burleskesten Reden richtete."

„Auf diesen Spaziergängen ist es mir immer gewesen, als begleite mich der kleine Musikdirektor und flüstere mir zu:

„„Unglücklicher Musikus! Du beklagst Dich darüber, daß man Dich nicht verstehen will, während doch in Deinem Innern die göttliche Musik wie eine Oriflamme Dein ganzes geistiges Ich beleuchtet? Du beklagst Dich, daß Mittelmäßigkeit, Unverstand, Prosaismus dennoch den Sieg über Deine Hoffnungen davongetragen? Du kamst mit glühendem, gläubigem Herzen, und glaubtest nur so triumphirend in Dein Heiligthum einziehen zu können? — Armer Thor! Verunglückter Musikdirektor in

Bamberg! — Fünf Jahre lag auch ich hier auf der Marterbank, hoffend und sehnend, daß meine mich zur Gottheit erhebende Phantasie als Wahrheit sich gestalten möchte, — ich flog wie der junge Aar zur Sonne, und das niedere Erdengewürm langte nach mir, und zog mich in seine löcherigen, schmutzigen Grüfte. Ich fand mich empfindlich getäuscht, ohne jedoch jeden Glauben an das Hohe, Göttliche, Schöne zu verlieren. Drum sei auch Du ein Mann und mache es wie ich!'''

Laut und vernehmlich hatte dieser Monolog mich bis zu der Statue Nepomuck's begleitet.''

„Das Geräusch des angeschwollenen, vorbeifließenden Flusses, so wie der herabströmende, kalte Regen, der die auf den hohen Bäumen sich nur noch sparsam befindenden Blätter herabriß und dieselben an mir vorbeijagte, versetzte mich in eine noch höhere Geistesstimmung; ich

verlor mich gänzlich in Gedanken, und es war mir, als stehe der von mir nie gekannte und mir doch so gut bekannte Musikdirektor neben mir!"

""Siehst Du,"" — so flüsterte es weiter fort — ""von Tag zu Tag war dieser Ort derjenige, der meine Leiden und Freuden erfuhr; ich fand einen Trost darin, dem sich stets gleich bleibenden kalten Steine und Freunde die erlebten Unsinnigkeiten aus meinem Leben mitzutheilen, und rief, fast erliegend unter der Last derselben, oft zu ihm hinauf also: Kannst Du, o heiliger Nepomuck, zu Allem diesem stillschweigen? Sollen denn Dummheit und blöder Sinn immer den Sieg über die Wahrheit davontragen? — Doch was seh' ich? Du schneidest einige verdrüßliche Gesichter, Dein rechter Mundwinkel verzieht sich mißbilligend, Dein starres Auge blickt nach jenem Eichengipfel, und scheint ihn zu be-

schwören, herabzubrechen, und die Philister sammt und sonders in seinem Falle zu begraben.''''

,,,,Allein das Alles schien mir immer nur so. Jahre vergingen und mein Freund Nepomuck blieb ein Heiliger von Stein, wie Dummheit und Vorurtheile immer dieselben blieben. Die alternde Zeit bedeckte ihn mit ihrem Moose, er ward an seinem Ehrentage gereinigt und neu angestrichen, er blieb aber immer der alte Nepomuck von Stein. — Und so ging es auch mir mit meinen künstlerischen Bestrebungen; Jahre vergingen in Trübsal und Elend über Philisterei und Tauböhrigkeit, mein hier begonnenes Allegro fuoco war zu einem Larghetto lacrymoso übergegangen, — Thränen salzten oft mein Brod, — es war kein Heil zu finden, denn Vorurtheile siegten über meine musikalischen Ideen, die

zum Himmel flogen, ohne je auf der Bamberger Erde Wurzel fassen zu können! Elende Musikanten verlachten mich, weil ich von einem ganz anderen Künstlerreich träumte, als sie auf ihren abgerutschten Orchesterbänken; — meine äußere Gestalt war ihnen sogar lächerlich! — O Prosaismus! O synkopirte Oberflächlichkeit!""

„Brausender brachen sich die Wellen im Strome, und näher rauschte es an mich heran:

„„Fliehe von hier und nähre anderwärts den göttlichen Funken der Kunst, anderwärts im wahren Sinne des Wortes, jenen Funken, der in mir lebte, trotz alles Bemühens von Außen, nie in mir erlosch und endlich nach langen Kämpfen zur lodernden Flamme ward; laß nicht ab, Du wirst und mußt wie ich für Dein ernstes Streben belohnt werden!""

„So hauchte es noch in der Ferne fort, und

der Sturm, der in den Wipfeln der hohen Eichen raste, begleitete recitativisch und melodramatisch mit hohlen brausenden Tönen, gleich einer Schicksalsorgel, diese Geisterworte."

„Noch einmal sah ich die Nepomuckstatue an, und enteilte in starken, langen Schritten durch die lichten, schneebedeckten Gänge des Hains."

„Auf dem Theaterplatz angekommen, stand ich unwillkürlich dem kleinen, bekannten Häuschen gegenüber still. Mich durchbebte der Ihnen früher mitgetheilte Gedanke, ich schritt auf das Häuschen zu, erfaßte den Drücker und trat ein. Bald ward ich mit der wackern Hausbesitzerin einig, das ehemalige Logis des Herrn Kammergerichtsraths für die noch kurze Zeit meines hiesigen Aufenthalts beziehen zu dürfen."

„Was sagen Sie nun, Freund, zu diesen Träumereien? Heute schon werde ich da schlafen, wo der Unvergeßliche schlief, und morgen

werde

werde ich an demselben Tische sitzen und arbeiten, an welchem er einen Theil seiner herrlichen Phantasiestücke niederschrieb; an demselben Tische, wo er nach Vollendung des Kreislerischen Lehrbriefes das bewußte Loch einbrannte; — morgen schon werden *meine* Phantasien an jenes andere Loch mit dem famösen Backsteine gerichtet sein, und dann habe ich nichts Schlechteres im Sinn, als für diese wenigen Tage in dem Hoffmannschen Zimmer den Grund zu jener komischen Oper zu legen, zu deren Text Sie mir freundlichst verholfen haben."

Wohl vierzehn Tage waren nach diesem Besuche vergangen, ohne daß ich den Professor gesehen noch gehört. Krankheit fesselte mich an mein Zimmer, von der ich ihn schriftlich in Kenntniß setzte. Da derselbe jedoch meine Laune kannte, bei Unwohlsein keinen Besuch anzuneh-

men, so hielt er sich leider nur allzusehr an diese einmal ihm gemachte Aeußerung.

Wiedergenesen, war mein erster Ausflug nach dem neuen Hoffmann-Elster'schen Logis. Die Wirthin kam mir mit der mich sehr befremdenden Nachricht entgegen, daß der Professor bereits vor einer Stunde abgereist sei, auf seiner Stube aber einen Brief an mich zurückgelassen habe. Ich eilte hinauf, trat zum Tische, und fand außer jenem Briefe unter dem von Hoffmann eingebrannten Flecke einen musikalischen Gedanken vom Professor mit dem Messer eingegraben, und die Noten mit Tinte ausgeschwärzt, der in Bezug mit den so oft gebrauchten Worten Hoffmann's: „Ja sterben müssen wir Alle," stand, und zu dem ihm eine Stelle aus Mozart's Don Juan die Veranlassung gegeben zu haben schien.

Schauder ergriff mich bei Ansicht der Worte, und ich konnte mich des Gedankens nicht erweh-

ren, ob der Professor in seinem Unmuthe und bei seiner Heftigkeit nicht etwas Menschliches verübt habe. Ich erbrach schnell das Billet, überflog es, und ward sogleich beruhigt. Es lautete:

„Daß ich nicht mündlich von Ihnen, mein sehr verehrter Freund, Abschied genommen, schreiben Sie Ihrer Krankheit zu, die Niemand vor sich läßt, was übrigens wenig zu sagen hat, da wir immer, wie wir miteinander stehen, uns stets nahe und beisammen sind. Hören Sie aber nun, Freund, einiges von dem, was sich seit der Zeit, als ich Sie nicht sah, mit mir begeben."

„Ich wohnte wohl schon vier bis fünf Tage in Hoffmann's Stübchen still und zurückgezogen; mein aufgeregtes Gemüth beruhigte sich allmälig, und schon fing ich an in der engen Behausung mich ganz glücklich zu fühlen, als ich eines Abends nach dem Theater heimkehrte, und mich

abermals der Gedanke an die projektirte komische Oper beschäftigte. Ich setzte mich auf Hoffmann's Stuhl, und ordnete gedankenvoll die Introduktion und das darauf folgende Duett. — Gedanken auf Gedanken häuften sich bei mir zusammen, allein sie gingen, wie sie kamen, und keiner schien mir recht zu sein, — bis ich endlich bei einem Hauptgedanken stehen blieb, der mich besonders ansprach. Ich setzte mich an das Klavier und meine Phantasie führte mich bald in ein weites musikalisches Feld. — Die debütirenden Personen meiner neuen Oper agirten vor meinen Augen, ich half ihnen im Gesang, im Vortrage ein, zankte und schmähte auf das Nicht-Zeichen-Halten u. s. w. — Piano! Piano! rief ich, während meine linke Hand in rauschenden, beweglichen Triolenpassagen herumirrte und nicht aufhören wollte, die

Liebesscene im zweiten Akt mitzubegleiten. Ich wurde endlich ruhiger, doch der Gedanke brachte mich auf, daß der Liebhaber sein treu liebendes Mädchen aus schändlichem Ehrgeiz verläßt und sie der Verzweiflung preisgibt. Ich übte Rache, und fing an zu singen und meine Phantasie mit Exklamationen zu begleiten. Immer höher stieg Begeisterung und Wuth, und mit einem Male machte ich Halt, — mein Auge sah starr auf die mir vorstehende Wand. Das Licht war abgebrannt — — schattige, sich lang dehnende Fäden zogen sich deutlich an derselben hin, — — ich verfolgte sie, sie alle aber nahmen in Umkreisen den Weg nach jenem Zugloche, wo der ominöse Backstein lag — — — er selbst bewegt sich und fällt in das Zimmer hinab. Ich erschrecke und eine ganz unheimliche Stimmung bemächtigt sich mei-

ner. Starr stehe ich lange vor dem Steine, als ich mir endlich ein Herz fasse, ihn aufhebe, betrachte und nun finde, daß er allerdings zu klein war, jenes Loch vollständig zu bedecken, indem ich ihn, wie Ihnen bekannt, früher seiner Enveloppe durch Hinwegnahme der Notenblätter beraubt hatte. — Meine Wirthin eilt kurz nachher herauf und fragt mich: ob mir etwas zugestoßen sei? „„Nichts! Nichts!““ war meine Antwort. — „„Wollen Sie sich noch nicht zu Bette legen? es ist bereits zwei Uhr Morgens.““ Ich entkleidete mich schnell, löschte das Licht aus und suchte mein Bett und schlief, obwohl sehr aufgeregt, doch bald ein.“

„Aber wilde Fieberträume umgaben mich, die grotesksten Figuren umschwebten mich, und aus ihnen entwickelte sich bald eine kleine, absonderlich gestaltete, hin

und her sich tummelnde Figur. Es war Hoffmann, der in der Gestalt eines Taktstöckchens die Runde um mich herum machte. Bald aber kam noch eine zweite Figur dazu, — es war ein langes altes Weib, in der Gestalt eines Violinbogens. Beide tummelten sich über meinen Füßen herum, und ich bemerkte deutlich, daß ich öfters unsanft auf den Fuß getreten wurde. Der kleine Taktirstock bekam gottlose Schläge, tauchte aber dennoch immer wieder auf. Endlich blieb der Fiedelbogen stehen und sang mit grelltönender Stimme: „Wenn mir dein Auge strahlet“". Darüber aber wurde der Taktirstock wüthend — beide Theile packten sich heftig und wälzten sich auf mir herum. Der Odem ging mir aus, ich fühlte schmerzliche Brustbeklemmung, sprang aus dem Bette, erwachte, und — es war Tag!"

„Ich konnte nicht anders, als über diese sonderbaren Gesichte lachen, ich war ja in Hoffmann's Zimmer, der selbst nicht selten in demselben von solchen dämonischen Geistern geneckt wurde.“

„Vollkommen aber mit ihm und in seinem Andenken zu leben, nahm ich seine Phantasiestücke hervor, beschäftigte mich damit den ganzen Tag über; Kreisler's Lehrbrief wurde zum wiederholten Male gelesen, bis in die Nacht hinein, wobei ich nicht minder des auf dem Tische eingebrannten Fleckes und der Veranlassung dazu gedachte. Ich kam auf die tolle Idee, den Fleck noch einmal anzubrennen, der durch das hinabgebrannte Licht verursacht worden war. Schon nach dem bloßen Hinhalten des Lichts fuhr eine bläuliche, Schwefelgeruch ähnliche Flamme empor, und ehe ich es mich versehen, lief dieselbe um sich,

ergriff meine herumliegenden Papiere, Noten u. s. w., und ich konnte nicht schnell genug Wasser herbeischaffen, das aufflakkernde Feuer zu dämpfen. Meine Opernideen, meine niedergeschriebenen musikalischen Gedanken, ein Theil meiner Originalbibliothek des deutschen Männergesangs waren ein Raub dieser Flamme geworden."

„„„Ja sterben müssen wir Alle!""" rief ich, nachdem alles gelöscht war, aus, und unwillkürlich fiel mir die Mozart'sche Musik dazu ein."

„Nicht weiter wollte ich mich jedoch in einen Kampf mit des seligen Kammergerichtsraths hinterlassenen Dämonen einlassen."

„Ich packte heute meine Sachen, und kehre nun nach meinem Walddörfchen Benshausen zurück, um in Abgeschiedenheit die Bamberger Fahrt an meinem Blick vorübergehen zu lassen. Dort angelangt soll das erste Glas des sublim-

sten 34er Rheinweins den Manen Hoffmann's, das zweite Ihnen und unseren schönen in Freundschaft durchlebten Stunden gelten. Das dritte trinke ich aber auf meinen eigenen Leib aus, werfe dann das Glas in die Stube und die Scherben in Gedanken allen schlechten musikalischen Handwerkern und Orchestermitgliedern, die nichts können und nichts lernen wollen, an den Kopf, und stimme hierauf den Rundgesang unseres Freundes Storch auf die Philister *) an, Sie begleiten mich in Gedanken und wir singen:

„„Philister geh'n uns gar nichts an.
Wir haben uns der Leute
Mit Zopf und Puder abgethan,
Und leben fröhlich heute.
Ihr dürft nicht auf sie hören,
Daß sie die Lust nicht stören!
Drum haltet euch von ihnen frei.
Verdammt sei die Philisterei!

---

*) Bisher ungedruckt.

Es ist ein schlechter Menschenschlag,
Doch mächtig auf der Erde,
Der, uns zum Schreck, seit Jahr und Tag,
Wie Spatzen sich vermehrte.
Man sieht sie auch in Haufen
Auf allen Gassen laufen
Mit langen Ohren und Geweih.
Verdammt sei die Philisterei!

Drum sitzen sie an jedem Ort
Zusammen auch wie Spatzen,
Ergreifen überall das Wort
Und schwatzen, schwatzen, schwatzen
Ein Langes und ein Breites,
Ein Dickes und ein Weites,
Und Großes ist doch nichts dabei.
Verdammt sei die Philisterei!

Wohin man geht, wohin man tritt
Auf Wegen und auf Stegen,
Da läuft auch ein Philister mit,
Und kommt uns dann entgegen.
Vom Wetter das Gerede;
Von Schiller und von Göthe
Die alte ew'ge Litanei.
Verdammt sei die Philisterei!

Zwar sieht man jetzt nicht mehr den Zopf
In ihrem Nacken schwanken,
Doch tragen sie ihn nun im Kopf
Statt Hirnes und Gedanken.
Ihr Herz ist jetzt gepudert
Und Spreu hineingefudert;
So Kopf und Herz voll Zopf und Spreu.
Verdammt sei die Philisterei!

Im Frühling hören sie gar fein
Rings wachsen alle Gräser.
Sie zählen, sitzen wir beim Wein,
Die Tropfen und die Gläser;
Schon bei der zweiten Flasche
Verschließen sie die Tasche
Und holen Hut und Stock herbei.
Verdammt sei die Philisterei!

O Simson längst schon bist Du hin!
Ach, kämst Du nächstens wieder,
Und schlügest mit dem Eselskinn
Die Lumpe Alle nieder!
Entledigt der Beschwerde,
Wir wären Herr'n der Erde,
Da schallt' ein wahrer Jubelschrei:
Frei! frei von der Philisterei!""

So lautete der Brief, den ich flüchtig und in höchster Zerstreuung durchlas, denn meine Gedanken waren getheilt, und theils zu dem längst hinübergegangenen, theils zu dem vor einer Stunde verschwundenen Freunde gerichtet. „Ich muß den Brief noch einmal aufmerksam lesen,“ sagte ich, die Treppe hinunterwandelnd, zu mir selbst, „und dazu bietet sich mir wohl kein schicklicherer Ort, als jenes Haus gegenüber, und jene Stelle, wo beide Freunde standen, sich abquälten und verschmäht wurden. Ich will sie zum letzten Male und dann nie wieder besuchen.“

Angekommen im Theatergebäude, dessen Inneres in einem schauerlichen Halblichte ruhte, nahte ich mich alsobald dem Orchester und jenem ominösen Platze. Ich setzte mich auf den bequemen, angenagelten Lehnstuhl des jetzigen Musikdirektors und las mir den Brief nochmals laut vor, und allerlei absonderliche Betrachtun-

gen und Nebenbemerkungen, die ich improvisirend einlegte, stiegen in mir auf. Allerlei wunderliche Phantasiegedanken durchkreuzten, nachdem ich gelesen, mein Gehirn, und ein ganzer dreißigjähriger Krieg seit jener Zeit, als der Kammergerichtsrath hier gesessen, ging in meinem Innern an mir vorüber. Meine wehmüthigen Gefühle machten sich auch hier nicht selten durch Worte Luft, und es entwickelte sich nach und nach ein förmlicher Monolog, der dem Andenken der entschwundenen Freunde galt. Ich stand endlich in großer Mißstimmung und Bewegung auf und verließ das Haus mit den Worten:

„Sonderbar! Höchst sonderbar! Daß das Edle und Schöne in Bamberg so gar nicht gedeihen will. Die Gebildeten sind hier so gebildet, daß sie durchaus Alles, was dieser ihrer vermeintlichen Bildung nicht entspricht, verwerfen und zum Tempel hinausjagen. So ging

es unserem Kammergerichtsrath, der ein vorlauter Phantast und ungeschickter Musikdirektor war, weil er nicht mit dem Fiedelbogen umzugehen verstand; seinem Kollegen, dem Präsidenten von Feuerbach, weil er ein schlechtes Gesetz über den Diebstahl entworfen hatte und zu viel Punsch trank; dem Zeitungsredakteur Wetzel, den man nebenbei für einen recht wackern Gelegenheitsdichter hielt und gern geduldet hätte, wäre er nur nicht stets mit entblößtem Kopfe und Halse gegangen; dem Sänger Bader, der für seine gebildete Geburtsstadt zwar recht passabel gurgelte, aber ein viel zu unausgebildetes Spiel blicken ließ; dem Schauspieler Leo, der wohl aufgekommen wäre, hätten ihm nur nicht eine halbe Lunge, ein paar Schenkel und dito Waden gefehlt; dem Schauspieler Krahe, der zwar dergleichen Artikel am Leibe trug, aber viel zu anspruchsvoll und vorlaut war, und eine viel zu spitzige Feder führte;

endlich unserem Professor, der, wie Hoffmann, ein Phantast, zwar nicht so klein als jener, dahingegen viel zu dick war, mit dem Taktirstöckchen viel zu viel rumorte, und allerlei sonstige unnöthige Geistesfähigkeiten besaß!"

„Vernagelt zwar" — hier rüttelte ich gewaltig an des Violindirigenten Stuhle — „ist noch immer die Stätte, von welcher aus der kleine Kammergerichtsrath in der Uniform des Kapellmeisters Kreisler zum Aerger aller imbecilen Musiker, Sänger und Zuhörer seine musikalischen Allotria trieb; aber sie bleibt trotz aller Nägel, trotz alles Wischens und Fegens, würdigen Epigonen eine stets geweihte und heilige!!" —

Ich ging — nicht zum Teufel, sondern nach Hause, alles Erlebte treu, der Wahrheit gemäß, niederzuschreiben, was hiermit geschehen.

Gespräch des Mittags an der Wirthstafel.

Nachtrag. *)

Kluger Mann, mit der Dose stark auf den Deckel schnippend: Es ist doch recht gut, daß selbiger Professor mit seinem Taktirstöckchen nicht durchdrang, und der von mir in unserem klassischen Tagsblatt vertheidigte Fiedelbogen wieder in seine alten Rechte eingesetzt ward.

Zwei Orchester-Mitglieder, sich behaglich die Hände reibend: Und was noch besser ist, daß der Dicke bereits heute früh abgereist ist.

Mulatten-Gesicht: Was sagen Sie, theuerste Virtuosen? Also doch durchgedrungen? Superb! Nun komme uns nochmal ein Dritter! Er müßte abermals zum Thore hin-

*) Vergleiche Phantasiestücke I. Bd. den Aufsatz: Don Juan, S. 148.

aus, und sollte dazu ein neues aufgebaut werden müssen!

Unbedeutender: Ich sage Ihnen aber, meine Herren, —

Ich: Halten Sie das Maul; denn Sie sagen gar nichts, wenn Sie etwas sagen!

Kluger Mann, die Dose herumreichend: Lassen wir das Ding beim Alten, und schnupfen wir eine Prise Tabak! — —

III.

Corsikanische Blutrache. *)

*) Nach Mittheilungen des Helden aus den: „Fahrten eines Musikanten.“ Herausgegeben von Ludwig Bechstein. 3 Bde. Schleusingen, Glaser, 1837.

I.

Ich saß bei meinem Freunde Lughetti in Rolignano, vertrauliche Gespräche wechselnd, und gegenseitig unsere Ideen austauschend über die entgegengesetzten Sitten unserer Länder. Ich pries die meines Vaterlandes, dagegen der Corse die des seinigen.

„Schön, recht schön! mein theurer Freund!“ sagte ich, „vergißt Du aber nicht — vielleicht absichtlich — eine Sitte zu erwähnen, die in den Augen jeder civilisirten Nation zu den abscheulichen gehört und höchstens zur Zeit der Barbarei ihre Vertheidiger gefunden haben mag,

eine Sitte, die noch heute auf grausame Weise auf Eurem Eilande geübt wird?"

„Du meinst die Blutrache," versetzte der Freund. „Allerdings wüthet diese Hyäne noch auf unserer Insel, trotz des Einmischens der französischen Regierung, die die sogenannten Rächer nach schnellem Processe mit dem Tode bestraft. Aber, was vermögen alle Regierungen der Welt gegen ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil, das mit der Muttermilch schon eingesogen wird, und sich auf falsche Principien, die aus dem Grund und Boden der Natur erwachsen, gründet! Ja, Du hast recht mein deutscher Freund — hier drückte er mir krampfhaft die Hand — mein waldig felsichtes Vaterland ist schön; aber seit Jahrhunderten klagt und schreit rächend auf die Nemesis, in Wäldern und Kapellen, heute zur Sühne für den Vater, morgen für Mutter, Bruder, Schwester und Verwandte! Siehst Du — hier führte er mich an

das kleine Fenster seines von hohen Kastanienbäumen dunkel umschatteten Häuschens — dort oben auf der Wendeseite unsers Felsens, jenes stolze, von seiner schwindelnden Höhe mit Verachtung und Hohn in das Meer blickende Schloß? Es ist das Schloß der Negri, eines stolzen und über alle Beschreibung unglücklichen uralten Geschlechtes, in dessen Gliedern schon seit undenklichen Zeiten der Tod der Blutrache seine grausame Erndte hält, und noch ist nicht abzusehen, wann er ermüdet die Sichel niederlegen wird; wahrscheinlich erst dann, wenn der letzte des Stammes allein übrig geblieben sein wird."

Höre einen Theil ihrer jüngern Geschichte:

„Es lebten zwei Brüder Negri, die einst unter dem großen Paoli fochten, als Corsika um seine Unabhängigkeit kämpfte, und sich als die Tapfersten seines Heeres auszeichneten. Ihre Voreltern, Genuesen von Geburt, vertauschten

ihr Vaterland und ihre Interessen mit den unsrigen, und wohnen nun, als dritter Grad der Familie, schon seit vielen Jahren hier, der Eine in Ajaccio auf einer Villa, nahe an Bonaparte's Haus, der Andere auf jenem Felsenschloß. Geisterhafte Nebel umziehen dies hohe Gebäude, wenn vom Meere herauf der Sturm über unsre Scheitel fährt, und wenn wir ängstlich unsre kleinen Fenster mit Läden verschließen, den ungestümen abzuhalten, klirren dort oben die vielen alten, aber stattlichen Fenster in den Sturm hinein, als wollten sie den Sarg, in dem des Großen, Erhabenen und Schönen so viel ruht, und um den die Orkane rasen, in jammernden Tönen mit begraben helfen."

„Der Wanderer, tritt er näher, glaubt das Schloß verlassen, so öde und einsam erscheint ihm alles. Dem ist aber nicht so; denn ein engelgleiches Mädchen, die einzige Tochter der hiesigen Negri, bewohnt mit einem Zwillings-

bruder unter dem Schutze ihres alten Vaters dies Schloß. Sein ältester Sohn fiel, getroffen von dem Stahle seines Neffen in Ajaccio."

„Wohl zwanzig Jahre hatten beide Brüder, die jetzigen Väter, unter den Fahnen des Paoli mit Ruhm gekämpft, und die enge Freundschaft in der Beide mit dem Feldherrn, damals Gouverneur und König von Corsika, lebten, schien jeden Familienhaß ausgeglichen zu haben; allein Haß und Rache glühten als unbemerkbare Kohlen unter der Asche fort, bis ein rechtzeitiger Sturm sie zu neuer verheerender Flamme anblies."

„Im Jahre 1794 rief Paoli englische Truppen herbei, um Corsika behaupten zu können, ein Schritt, der von seinen Landsleuten, die sich bisher so tapfer für ihre Unabhängigkeit geschlagen hatten, sehr übel gedeutet wurde. Paoli fiel in der Achtung des Volks, ja er war endlich genöthigt, sich nach England zurückzuziehen, und seine damals vertrauten Freunde,

worunter die Negri gehörten, sämmtlich zu entlassen.“

„Die Insel blieb unter dem Befehle des Vicekönigs Elliot, und die Negri begaben sich auf ihre Landschlösser.“

„Der älteste Sohn des Negri von Rogliano war Stephano geheißen, ein junger Mensch von 17 Jahren, der einige der letztern schon als Soldat mitgekämpft. Ein Sohn des Negri von Ajaccio war etwas älter und hatte die Bewachung dieses Platzes durch Vermittlung seines Vaters erhalten, obgleich er nicht eigentlich Soldat war, vielmehr früher die Universität Corté besucht hatte.“

„Nachdem Paoli die Insel geräumt, überkam Stephano das Verlangen, eine Reise nach Ajaccio zu unternehmen, um alte Freunde und Kriegskameraden zu begrüßen. Der Vater versucht auf alle Weise ihn davon abzuhalten, indem er ihm alle Gefahren, wie den gegenseiti-

gen, wenn auch bisher nicht kundgegebenen Haß der Familien, vor Augen stellt; jedoch vergebens, der jugendliche, rüstige Soldat fürchtet nichts. Er macht sich auf den Weg, durchschreitet keck die gefahrvolle, waldige Felsgegend, und erreicht heiter und glücklich das von drei Seiten vom Meere umspülte Ajaccio."

„Er wird freundlich empfangen, und angenehm vergehen ihm in jubelnden Vergnügungen mit seinen Freunden vier Wochen."

„Eines Tages will es das Verhängniß, daß Stephano mit seinen Kameraden in einem dicht am Hafen gelegenen Kaffeehause zecht. Es gesellt sich in der Abenddämmerung ein in corsischer Bauerntracht versteckter Mann zu den trinkenden und jubelnden Freunden; der Fremde mischt sich in ihre Freuden und weiß durch seine Gesellschaft sie noch mehr zu steigern, als auf einmal der Schreckenslaut Stephano's Munde entfährt: „„Rächet meinen Tod

an meinem Vetter,““ indem er selbst von einem Dolch durchbohrt todt vom Stuhle sinkt. Man eilt herbei zu helfen; allein vergebens! Der Fremde ist aus dem Getümmel entkommen.“

„Stephano's Leichnam wurde nach Rogliano gebracht. Die Mutter des Unglücklichen war in seiner Abwesenheit vom väterlichen Hause von Zwillingen, einem Knaben und einer Tochter entbunden worden; was Wunder, daß der Anblick ihres gemordeten Sohnes ihr das Leben kostete, das sie mit den Worten verließ: „„Ich danke Dir Gott, daß Du mir in Diesem — hier drückte sie den neugebornen Knaben krampfhaft an ihre Brust — einen Rächer sandtest!““

„Siehst Du — fuhr Lughetti, sich zu mir wendend, fort — jene hohe mit Staketen umgebene Cypresse links, gegen den Abhang des Schloßgartens zu? Sie beschattet den einfachen Stein, unter welchen der unglückliche, trost-

lose Vater Gattin und Sohn gelegt. Hier trauert derselbe schon seit vielen Jahren, und ras't mit den Meerwinden, wenn sie über die Scheitel der Insel fahren, und die riesigen Cypressen- und Kastaniengipfel unter der gewaltigen Faust des Sturmes sich beugen, in donnernden Flüchen und Rachebeschwörungen."

„Die nächsten Bewohner jener Gegend haben oft die geisterhaften Racheaufforderungen belauscht, wenn der greise Vater den Knaben Antonio, seinen zweiten Sohn an der Hand, zum Grabstein führte, ihn niederknieen ließ, zu beten und zu schwören, Mutter und Bruder einstens zu rächen."

„Als ein Jüngling von achtzehn Jahren aber, führte er ihn in den großen Familiensaal, riß den an einer Säule hängenden Dolch, die geheiligte Familienwaffe *) herunter, setzte ihn

*) Die Corsen lassen ihre Waffe, mit der sie die Blutrache vollziehen wollen, mit Weihwasser bespren-

dem Sohn auf die Brust und sprach feierlich: „„So wahr ich mit diesem Dolche einst Deine Brust, Antonio, durchbohren werde, wenn Du Deine Mutter und Deinen Bruder nicht rächen wirst; so wahr, schwöre mir jetzt, auf Dein Leben zu verzichten, wenn Du jemals dem Vorsatze der heftigsten, glühendsten Rache gegen Deine Verwandte in Ajaccio untreu werden sollest. Rufe Deinen Schutzheiligen an, Antonio, in dieser Stunde!““

„Der Jüngling schauderte, schwor aber, die Rache des eigenen Vaters fürchtend, die Manen der Gemordeten zu rächen und zu sühnen.“

„Der Mond leuchtete melancholisch, als Vater und Sohn hierauf durch den Garten, dem Grabmale der Hingeschiedenen zu schritten. Hier

---

gen, bringen dieselbe versteckt nahe am Altar einer besuchten Kapelle oder Kirche, und lassen die Messe darüber lesen, wodurch die Waffe dann dem Himmel geweiht ist, und als Vollstrecker desselben betrachtet wird.

angekommen, wurde das Familienstilett auf denselben niedergelegt, und nochmals mußte Antonio den fürchterlichen Schwur erneuern. Dann ward die hintere Thüre des Gartens geöffnet, und heraus traten Beide und schlugen den steilen, hinten am Gebirge in dem dichtesten Oliven- und Kastanienwalde hinführenden Weg nach der Kapelle St. Antonio, nahe an der Meeresküste, auf dem Vorsprung eines Felsens gelegen, ein."

„Matt brannte ihnen die Lampe aus der Vorhalle durch die beiden Oeffnungen an der Thüre entgegen. Der Vater öffnete sie lautlos, schritt ebenso und feierlich vor bis zum Altare, hob das Stilett hoch empor, besprengte es mit Weihwasser, und Beide knieten am Altare nieder, um Kraft und Ausdauer zum Unternehmen vom Schutzheiligen zu erflehen. Jetzt erhob sich der Sturm vom Meere, drang durch die geöffnete Thüre und die beiden kleinen Fenster

herein, und schlug die Thüre knarrend auf und zu; aber nichts störte die in Gebeten und Rachebrüten Versunkenen. Ein heftiger Windstoß, die Lampe erlosch. „Wir sind erhört, sagte der Vater, nun empfange auch meinen Segen.““ Er legte die Hand auf das Haupt des Jünglings, betete still über ihm und sprach dann: „„Nun erhebe Dich, mein Sohn, und verfolge getrost was die Ehre unseres Hauses und die Ruhe Deines alten Vaters erheischt.““

„Bis jetzt hatte der sonst sanfte Antonio nur maschinenmäßig alles gethan, was sein Vater verlangt hatte; allein, als sei er plötzlich von einem bösen Geiste getrieben, fuhr er auf, wiederholte die Racheschwüre seines Vaters in wo möglich noch gräßlichern Worten, stürzte an dessen Brust und forderte ihn auf, ihn mit der eigenen Waffe zu durchbohren, wenn er ungerächt zu ihm zurückkehren würde!“

„Wiederum kein Laut entfuhr den Beiden

auf dem Rückwege. Sie verschwanden in den Garten am Schlosse."

„Der kommende Tag sah Antonio nicht mehr in Rogliano."

II.

„Der alte Negri in Ajaccio war unterdessen mit Tode abgegangen. Vor seinem Ende vermachte er dem heiligen Orden der Kapuziner ein bedeutendes Legat, einem der Brüder beichtete er aber, daß er durch einen Mord, den er habe begehen lassen, sich an seinem Bruder, für einen von demselben in der Familie begangenen früheren Mord, gerächt habe. Der Kapuziner absolvirte ihn, und er starb beruhigt."

„Sein Sohn, der Mörder Stephano's, erbte seine Güter, wodurch sein ohnedies beträchtliches Vermögen von Seiten seiner Gattin, die aus einer der ersten corsikanischen Familien stammte, noch um ein Bedeutendes vermehrt wurde. Eine

Tochter, zu der Zeit als der Vater starb 15 Jahre alt, war die einzige Frucht dieser Ehe."

„Als einem der ersten Einwohner, und mit echt corsischem Stolze und Ehrgeiz begabt, konnte es diesem Ajaccioschen Negri nicht fehlen, sich bald bis zu der Würde eines Maire's emporzuschwingen."

„Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht und eine innere Zerfallenheit mit sich selbst, verleiteten ihn zu manchem Gewaltstreich, wodurch er sich zwar in seiner nächsten Umgebung verhaßt genug machte, dafür aber in der Gunst der französischen Regierung desto höher stieg, und wir sehen ihn bald als Präfekten von Ajaccio, wo er Gelegenheit hatte und sich nicht scheute manchem Bluträcher das Todesurtheil zu sprechen."

„Bald ausgebrochene Unruhen aber unter der Bevölkerung des Departements Ajaccio, nöthigten den Präfekten seine Familie nach Bastia zu schicken, um sie dort bei einer andern Fa-

milie, die ihm freundschaftlich ergeben, unterzu-bringen.“ *)

„Balbina, die Tochter des Präfekten, war eine vollendete südliche Schönheit, deren äußere Reize durch Herz und Gemüth nur noch um so glänzender strahlten. Sie war, wie dies alle Südländer voraus haben, schon mit dem funfzehnten Jahre völlig entwickelt. Bei aller ihrer Liebenswürdigkeit war jedoch ein gewisser schwermüthiger Zug in ihrem ganzen Wesen nicht zu verkennen, der aber in ihrem Thun und Treiben nur als ein verschönender erschien. Sie entbrannte dabei schnell in heftigem Zorn, um diesen bald darauf wieder bereuen zu können. Sie war mit einem Worte eine echte Corsin, und wie diese alle, bei einer großen

*) Es war dies eine Familie aus England, deren Namen verschwiegen bleiben mag, in welche ich, während meines Aufenthalts in Bastia selbst eingeführt war.

Anlage zur Gutmüthigkeit, begeistert für die Freiheit und die Sitten ihres Landes."

„Bald besuchten die Damen beider Familien die Meeresufer um Bastia, die durch die herrlichsten Rebenpflanzungen ungemein verschönert wurden, und sendeten ihre Blicke nach den fern gelegenen Eilanden von Elba, Capraja und Monte Christ, welche in dünnen Duft gehüllt, über die Meeresfläche herüberspiegelten; bald die einsamen Spaziergänge zum Kloster St. Lorenzo, welches auf der Hälfte des hinter der Stadt emporstrebenden Berges, der mit Weingärten aller Art überdeckt war, sich unter grünen Rebenhügeln angesiedelt hatte, und wie ein einsamer Pilger auf die weite Gegend hinabschaute."

„Dort reichten die bärtigen, düstern Kapuziner den heitern Damen, und besonders der blühenden Jungfrau Balbina, Früchte aller Art zur Erfrischung, und Worte des Dankes und

Scherzes von Seiten der Frauen, ließen die ehrwürdigen Väter sich gern gefallen."

„Unter letztern zog aber ein ganz junger Laienbruder die Aufmerksamkeit Balbina's auf sich, der die Damen beim Hinansteigen des Berges jedesmal empfing, und dessen Aeußeres deutlich verrieth, daß er erst kurze Zeit sich dem Orden angeschlossen und die Kutte entweder aus Noth oder zum Schein gewählt haben müsse."

„Dies zu erfahren, versuchte Balbina alle Mittel; aber vergebens. Einst hatte sie sich mit dem jungen Mönch in ein eifriges Gespräch verwickelt, das sie von der Damengesellschaft auf kurze Zeit trennte. Beide führte ihr Weg, ohne daß sie es anfänglich bemerkten, zu dem höher gelegenen Klosterweingarten hinauf, wo sie Bastia mit dem Hafen und einen großen Theil des Meeres übersehen konnten. Gefesselt von dem grandiosen Anblick blieben sie

stehen, Beider Herz schlug höher, und Balbina wagte es den jungen Klosterbruder mit eindringlichern Bitten zu bestürmen, sich ihr zu entdekken, wobei eine glühende Röthe ihr Gesicht überflog. Dem Mönch entging diese so schnell sich steigernde Theilnahme nicht, und er wußte sie im Stillen für das was sie verrieth und war, für Liebe, zu deuten. Mit innerer Gluth betrachtete der Jüngling die hehre Jungfrau; er verlor sich, an eine schöne süße Zukunft denkend, in ihrem glühenden schwarzen Auge; Balbina's Bitten wurden noch stürmischer, — da wagte er es nicht länger zu widerstehen, er stürzte zu ihren Füßen und gestand was er schon lange für sie gefühlt habe. Eben sollte das Geständniß seines Standes seinen Lippen entschweben, als sie durch das Kommen mehrerer Klosterbrüder und Damen unterbrochen wurden. Sie gingen den Kommenden in großer Zerstreuung entgegen. Sich wiederzusehen

und bald wiederzusehen, sagten sich ihre Augen beim Abschiede."

„Hin sank Antonio, — denn es war kein Anderer als unser Negri, der sich auf der Reise nach Ajaccio befand, um den seinem Vater gegebenen fürchterlichen Schwur zu erfüllen — an den Stufen des Altars der Kirche von St. Lorenzo nieder, Gott anzuflehen, entweder den Vater zu regieren, ihm das grausame Beginnen zu erlassen, oder ihn, wenn es unabwendbar sei, zur That zu stärken."

„Die Liebe hatte den Jüngling noch weicher gestimmt, als er ohnedies schon war, und es bedurfte des Aufwandes aller seiner Kräfte, den innern unruhigen Mahner, der ihn zur Ausführung der Rache und seinen Schwur fort und fort in das Gedächtniß rief, nicht zurückzuweisen."

„Eine fürchterliche Nacht durchkämpfte er unter den sich stets widerstreitenden Gefühlen

der Liebe und Rache; doch behielt letztere die Oberhand, denn es ergriff ihn ein unnennbarer Schmerz beim Andenken an seinen geliebten Vater, und er beschloß ohne Verzug die That zu vollbringen. Doch trieb ihn eine süße Pflicht, Balbina noch einmal zu begrüßen, und ihr seinen Vorsatz unumwunden mitzutheilen."

„Die Gelegenheit dazu fand sich noch am Morgen. Er entdeckte ihr eilig, daß er kein Mönch sei, ohne ihr jedoch seinen Namen zu nennen, und fragte sie darauf in kurzen Worten, ob sie wohl ihn hassen würde, wenn er seine blutige That vollbrächte, die seine Familie und der Tod seiner Mutter sowohl, wie der seines Bruders, als Sühnopfer verlange?"

„Balbina entgegnete ohne langes Besinnen: „„Bleibe Deiner corsischen Ehre getreu, und gebietet Dein Familienhaß das Opfer, so vollziehe es, Du steigst nur dadurch in meiner Liebe!""

„Das unglückliche Mädchen wußte nicht, für wen Antonio's Stahl geschliffen war, ja, sie feuerte ihn noch mehr an, seine Rache zu beschleunigen, und nur *sie* nie zu vergessen. Er nahm schmerzlichen, doch schnellen Abschied von ihr, ließ sich in der Klosterkirche noch einmal einsegnen, und schlug, als Kapuziner verkleidet, den Weg durch die Gebirge über Corté nach Ajaccio ein."

III.

„Der Maire saß in vergnüglicher Gesellschaft; er hatte soeben das Kreuz der Ehrenlegion von seinem großen Landsmanne, der sein Exil, die Insel Elba, verlassen und nach Frankreich zurückgekehrt war, bekommen." 1815

„Stadt und Hafen jubelten über die durch einen gelandeten Schiffer soeben eingetroffene Nachricht; auch der Maire machte sich mit sei-

ner Gesellschaft nach dem Hafen auf, die Freude zu theilen."

„Auf dem mit Platten belegten Ufer des Hafens wandelte derselbe noch immer auf und ab, als die fröhlichen Schiffsleute sich bei einbrechender Dämmerung allmälig in die Kaffeehäuser am Strande zurückgezogen. Ein ihm unbekannter Kapuziner trat zu ihm, ihn um ein Almosen ansprechend. Der Maire greift in die Tasche, allein im Augenblick schreit ihm der Mönch ins Ohr: „„Rache für meinen Bruder Stephano und für meine Mutter!"" und stößt ihm das Stilett bis an das Heft in die Brust."

„Der Leichnam stürzt in das Meer, Matrosen springen herbei, der Mörder entflieht, während sich jene umsonst bemühen, den aus dem Wasser gezogenen Maire wieder in's Leben zurückzurufen."

„Unaufhaltsam, und von dem ihn auf die Ferse brennenden Gewissen getrieben, eilt An-

tonio in ängstlich beflügelten Schritten durch die dunkeln Kastanienwälder der Gebirge, auf Wegen, wohin nicht so leicht ein Späher gelangen konnte, Tag und Nacht fort, als verfolge ihn der blutige Schatten. Kaum daß er bei einzelnen Hütten in den Hochgebirgen anhielt, um sich dürftig das Leben zu fristen."

„Die Lichter im Schlosse zu Rogliano wollten eben verlöschen, denn Mitternacht war vorbei, als er ungestüm an die Pforte klopft."

„Zu den Füßen seines Vaters, der selbst die Thüre geöffnet, stürzt Antonio, den mit Blut befleckten Dolch ihm entgegenhaltend: „„Hier, grausamer Vater — schreit er ihm entgegen — bringe ich Dir die Bürgschaft, daß Deine Gattin und Dein Sohn gerächt sind!"" und gleich einem Wahnsinnigen windet er sich auf der Erde."

„Er wird in den Familiensaal gebracht; der alte Corse hängt stillschweigend den verhängniß-

vollen Dolch wieder an den vorigen Platz der Säule und versucht es, Trostesworte seinem Sohne zuzusprechen und ihm zu bedeuten, daß das Verhängniß es nicht anders gewollt habe."

„„Nur einige Stunden Ruhe — sprach er — vergönne Dir, mein Sohn, dann magst Du für längere Zeit nach Frankreich entfliehen, wohin ich Dir, Dich für einen Andern ausgebend, empfehlende Briefe ausfertigen werde, — dort wirst Du sicher geborgen sein.""

„Doch das Schicksal wollte es anders, — der Verrath lauerte auf ihn. Antonio wurde an der Küste, als er im Begriff war ein Schiff zu besteigen, ergriffen und in das Gefängniß nach Bastia abgeführt. An dem Cap der Insel kannte man Antonio, der der Liebling der Küstenfischer war. Man konnte sich durchaus seine Gefangennehmung nicht erklären, und beschloß im Geheimen seine Befreiung zu bewerkstelligen, wozu natürlich der alte Negri weder

Gold scheute, noch es an allen Künsten der Ueberredung fehlen ließ."

„Dicht am Meere auf einem felsichten Vorsprung lag damals das Gefängniß für Verbrecher in Bastia, und die meisten Oeffnungen der Gefängnisse gingen auf das weite Meer hinaus. Kaum hatten die Cap-Insulaner und Fischer den Aufenthaltsort Antonio's erspäht, als sie bald über den Befreiungsplan mit sich im Reinen waren. Sie legten auf der entgegengesetzten Seite Feuer in ein der Stadt nahe gelegenes Gartenhaus ein; Feuerlärm durchwogte die Stadt, Alles zog dem Brande zu, mittlerweile wurde von den Befreiern die Mauer erklettert, das eiserne Gitter durchsägt, und Antonio glitt durch eine Strickleiter in einen Kahn, der sogleich in die weite See stach, wo ihn ein größeres Fahrzeug aufnahm und an der Küste von Toulon an's Land setzte."

„Freier schlug Antonio das Herz, als er

die Küste betrat, und gerührt dankte er seinen treuen Landsleuten für die glückliche Befreiung. Ohne Aufschub suchte er in das Innere Frankreichs zu gelangen, Napoleon's Zuge zu folgen und sich unter die Waffen seines genialen Landsmanns zu stellen. Bald hatte er die neu zusammengeraffte Armee erreicht, ließ sich vor Napoleon führen, ward von demselben als Lieutenant in einem Infanterieregiment angestellt, und kam auf diese Weise mit nach Paris."

IV.

„Kaum hatten Balbina und ihre Mutter die Ermordung ihres Vaters und Gatten erfahren, als sie Bastia sogleich verließen, und nach Ajaccio zurückkehrten. Man hatte den Leichnam des gemordeten Negri bereits in der Familiengruft beigesetzt. Von einem alten Diener begleitet, ließen sich Beide dahin führen,

den Sarg öffnen, warfen sich mit ungestümen Schmerze auf den Entseelten, und schworen ihn blutig zu rächen, koste es auch ihr eigenes Leben."

„Alles wurde alsobald zu Gelde gemacht, und einem alten treuen Diener, der schon viele Jahre im Hause war, sich anvertraut. Dieser sollte vor allen Dingen die Gewißheit zu erforschen suchen, ob der begangene Mord auch wirklich durch ein Glied des Hauses Negri verübt worden sei."

„„Ach, Gebieterinnen!"" sprach dieser, „„lassen Sie ab von einem neuen Verbrechen, und bedenken Sie, daß eine neue Blutrache offenbar wiederum eine neue erzeugt, die unfehlbar auf Ihr eigenes Leben gerichtet sein würde. Wohl ist es keinem Zweifel unterworfen wer der Mörder gewesen; denn, erfahren Sie, daß ich Mitwisser des an dem jungen Negri von Rogliano begangenen Mordes gewesen, und

Niemand anders der Mörder war, als der Maire, mein gnädiger Herr, selbst!''"

„Die nun zur Gewißheit gewordene Vermuthung steigerte ihre Rachegefühle noch mehr, und es war nur noch zu überlegen auf welche Weise die That auszuführen sei."

„Balbina entdeckte ihrer Mutter jetzt zum ersten Male, daß jener junge Laienbruder im St. Lorenzo-Kloster keinesweges ein Mönch, sondern ein Edler von Corsika sei, der ebenfalls seinen Stahl für seine Familie gezogen habe, daß sie ihn liebe, wie er sie, und es das Beste und Sicherste sein würde, ihn, wo möglich, aufzusuchen, in ihren Plan einzuweihen und gemeinschaftlich mit ihm zu handeln."

„Nachdem die Mutter damit einverstanden, verließen sie Ajaccio, erreichten Bastia, das Kloster St. Lorenzo, wo sie aber natürlich den Laienbruder vergeblich suchten, und auch nicht erfahren konnten, wohin er sich gewendet. Doch

wur-

wurde ihnen erzählt, daß man den Mörder Negri's bereits in Gefangenschaft gehalten, er aber entsprungen, zuverlässig jedoch ein Negri aus Rogliano gewesen sei."

„In männlicher Schiffskleidung versteckt, fuhren Mutter und Tochter mit einem gut besoldeten Fischer nach Rogliano ab."

„Eine Stunde über den Hafen liegt ein abgerissenes Felsenstück, auf dem ein Wachtthurm sich befindet, von Seevögeln aller Art stets umschwärmt. Niemand betritt den Felsen, geschweige den Thurm, da man ihn seit langer Zeit für den Aufenthalt böser Meergeister hält; denn in ihm lassen sich, der Sage nach, bei Herannahen eines Sturmes wunderliche Töne vernehmen, und es klingt von ihm herüber an die Küste, als haderten die Geister miteinander. Im Sturme selbst ist der Thurm in dampfenden Meergischt eingehüllt, und es brüllen aus seiner Tiefe dumpfe Donner herauf."

„Dorthin flüchteten sich beide Frauen, um von da aus ihre Mordanschläge sicher und unerkannt zu verfolgen. Dem Fischer, der sie hierher geführt, wurde eine bedeutende Summe geboten, um Nachrichten einzuholen, ob und wann der alte Negri sein Schloß zu verlassen pflege."

„Der Späher kam bald mit der Kunde zurück, daß derselbe nur dann seine Besitzung verlasse, wenn er nach der Kapelle St. Antonio ginge, dort sein Gebet zu verrichten, was täglich zu einer bestimmten Stunde geschehe, wo Niemand außer ihm die Kapelle besuche."

„Die Frauen machten sich sogleich auf den Weg, die zunächst kommende Stunde nicht zu versäumen, und erreichten schnell die sehr nahe gelegene Kapelle."

„Da lag der Greis auf den unteren Stufen des Altars, mit dem Gesichte auf dem Boden, im inbrünstigsten Gebete versenkt. Mutter und Tochter knieten leise neben ihm nieder, die

Hände zum Gebete faltend, ohne von Negri bemerkt zu werden. Er wollte sich eben erheben, als Balbina den Moment wahrnahm und ihm von der Seite den Dolch mit den Worten in's Herz stieß: „„Für meinen gemordeten Vater!““ Dem tödtlich getroffenen Greise entfuhr kein Schmerzenslaut.“

„Fort ging es in eiliger Flucht; die beiden Frauen bestiegen ein bereits gedungenes für sie dastehendes Fahrzeug, und segelten Frankreichs Ufern zu. Glücklich gerettet, betraten auch sie den Boden, den früher Antonio betreten hatte, ohne Ahnung der Geschicke, die sie und ihn erwarteten. Ihr Bedienter wurde in die Kleidung eines Haushofmeisters gesteckt, und ungehindert erreichten sie Paris.“

V.

„Elisabeth Negri, die Zwillingsschwester Antonio's, hatte den greisen Vater zur Erde

bestattet. Sie war nun mit einer französischen Gouvernante die einzige Bewohnerin des großmächtigen Schlosses der Negri auf Rogliano."

„Unter ihres Vaters Augen, von dieser Gouvernante in stillster Einsamkeit erzogen, wußte sie wenig von den äußeren Verhältnissen der Welt. Nur stille Ahnungen hatte sie daher damals von der Blutrache, die ihre Familie so grausam zerstörte, die durch den neu verübten Mord und durch die Aufklärungen der Erzieherin in ihr zwar nun klarer wurden, aber ihr unschuldiges, kindliches Herz um so schmerzlicher zerrissen."

„Sie jammerte ihre jungen Tage an ihres Vaters Grab, das auch jene Cypresse des Hausgartens umschattet, unter heißen Thränen dahin, und wenn manchmal nächtlicher Weile die Bewohner Rogliano's eine schwarzverhüllte Gestalt, mit einem Kreuze in der Hand, den Hausgarten entlang zu den Gräbern dahinschweben sa-

hen, so galt das ihnen als Zeichen, daß Elisabeth es sei, um deren Leben sie jeden Tag bangten."

Hier endete Lughetti seine Erzählung.

Ich war tief ergriffen von dem Gehörten. Theilnahme, wie Neugierde, den Verfolg der Geschichte zu ergründen, hatten mich so in Anspruch genommen, daß ich Lughetti vorschlug, auf der Stelle einen Spaziergang nach der Höhe zu machen, vielleicht gelänge es uns die Trauernde zu sehen, vielleicht gar sie zu sprechen.

„Mein Freund," sagte Lughetti, „das wird uns schwerlich gelingen! Auch ist es Nacht, bereits 10 Uhr vorüber, — — doch bin ich selbst so aufgeregt, daß ich den abenteuerlichen Gang, wäre er auch vergebens, in dieser herrlichen Nacht versuchen möchte."

Alsobald hatten wir das Häuschen verlassen, und befanden uns bereits in der hohen Kastanienallee, auf dem Wege nach dem Schlosse.

Sparsames Licht flimmerte uns aus einem Erkerfenster entgegen, das dem Verlöschen nahe schien. Alles war ruhig um uns her; der Himmel verhüllte sich mit dunkeln Wolken, die von dem Meere herüberkamen und sich um die höhern Gebirge von Calvy lagerten. Wir langten an dem Garten an, aus welchem mir geisterhaft die hohe, schwarze Cypresse entgegenwankte, unter der sich ein großer, weißer Leichenstein befand. Eine ganz eigene Stimmung hatte uns ergriffen, die in Worten kundzugeben, Keiner vermögend war. Mein Herz zitterte im Busen, da meine Phantasie schon wandelnde nächtliche Schatten in den Gängen gewahr wurde.

„Komm, mein Freund,“ unterbrach endlich Lughetti die Stille, „laß uns zurückgehen, es ist hier zu schauerlich, und ich schäme mich nicht, Dir meine mich beängstigenden Gefühle zu gestehen.“

„Nimmermehr,“ war meine Antwort, „ich steige vielmehr in den Garten, um den Geistern näher zu sein. Eben im Begriff meinen Vorsatz auszuführen, ertönten Guitarren-Akkorde in C moll klagend fort, als auf einmal sich eine weiche zarte Stimme in der nämlichen Tonart hören ließ. Wir schlichen uns leise näher; die Stimme schwoll in einzelnen Ritornells an, und verhauchte wieder, dann aber begann sie mit höchster Leidenschaft und in klangreicher und seelenvoller Melodie folgende Worte, von denen mir nicht ein einziges entging, zu singen:

Pauvre Arondel! quelle est ma destinée;
J'aime Aloïse et ne sais que gémir,
N'ai d'autre espoir, que l'aimer et mourir.
Dans un palais sous la pourpre elle est née,
Et je ne suis qu'un simple Menestrel!
Pauvre Arondel!

Dans son regard est un feu qui dévore,
Son doux parler ne peut se concevoir;
Pour l'adorer il suffit de la voir,

Lorsqu'on l'entend il faut brûler encore;
Mais je ne suis qu'un simple Menestrel!
Pauvre Arondel!

Sous le beau ciel où je reçus la vie,
Je vais mourir sans accuser le sort.
Puisse Aloïse, en apprenant ma mort,
Dire du moins d'une voix attendrie:
Pour moi d'amour est mort le Menestrel!
Pauvre Arondel!"

Schon lange waren die Töne verklungen, das Licht verschwunden; noch lehnte ich an die Mauer des Erkers, und hörte in der Ferne Akkorde und Stimme forttönen. O, es lag ein tiefer Schmerz in dieser ganzen Musik, und sie erweckte in mir die seltsamsten Erinnerungen nach Vaterland und Geliebten. Stürmisch fiel ich Lughetti an die Brust und sagte ihm, daß ich um jeden Preis dies Mädchen kennen lernen müsse, da, nach dem Gesange zu urtheilen, sie Schicksale berühre, die die meinigen wären. Wir gingen. In der Kaserne der Soldaten, wo ich

wohnte, angelangt, beschäftigte mich Elisabeth und ihr Gesang die übrige Nacht hindurch.

VI.

Es war im Jahre 1820, als ich als Soldat mit einer Kompagnie nach Rogliano geschickt war, und mich durch meine musikalischen Kenntnisse zum Organisten des Städtchens emporschwang, wie dies in den „Fahrten des Musikanten“ weitläuftiger gesagt ist.

Oefters sah ich die schöne Elisabeth, wenn sie dicht verschleiert zur Kirche kam, und ich konnte mich nie der Wehmuth erwehren, wenn durch ihren weißen Schleier die schwarzen dunkeln Haare und Augen hindurchleuchteten, in denen eine unbeschreibliche Andacht und Sehnsucht lag. Die erstere blickte besonders hervor, wenn ein junger Abbé Faluzzi die Messe las. Dann war sie immer die letzte, die sich von ihren Knieen erhob, und beim Weggehen noch

einen glühenden, zwischen Andacht und Liebe getheilten Blick nach dem Altare sendete.

Es konnte mir nicht entgehen, zu bemerken, daß Elisabeth diesen Geistlichen liebte, und wieder geliebt ward; aber wie dies zusammenhing, da sie doch wohl keine Hoffnungen hegen durfte, ihn je zu besitzen, blieb mir ein Räthsel, dem auf die Spur zu kommen, ich mich eifrig bemühte.

Schwer war es, in das Haus selbst Zutritt zu erhalten, und nur wenige Einwohner Rogliano's konnten sich dessen rühmen. Obwohl nur gemeiner Soldat, stand ich doch im Orte so in Ansehen, daß ich die Hoffnung vor Vielen nähren durfte, Einlaß zu gewinnen, besonders wenn meine Lebensgefährtin, Musik, mich dabei unterstützte, wie das schon so oft geschehen. Ein Zufall führte aber die Katastrophe früher herbei, als ich sie erwartete.

Das Erndtefest war vor der Thür; man hielt große Prozessionen, die Felder in Gesang

und sonstigen religiösen Feierlichkeiten durchziehend. Auch Elisabeth hatte sich in Begleitung ihrer Erzieherin eingefunden. Nahe an der Kapelle St. Antonio blieb sie zurück, um den Weg unterhalb Rogliano durch den Olivenwald einzuschlagen. Ohne Zaudern folgte ich ihr, eilte durch den Wald voraus und grüßte sie verbindlich, als sie eben den Weg nach dem Schlosse betreten wollte. Freundlich beantwortete sie mir alle gethanen Fragen, und erlaubte mir sie begleiten zu dürfen. Wir hatten unter abwechselnden Gesprächen die Thüre ihrer Wohnung erreicht; ich blieb absichtlich stehen und führte das Gespräch noch eine Zeitlang fort, in der Hoffnung zu einer Einladung in ihr Haus zu gelangen. Allein plötzlich schnitt sie die Unterredung ab, grüßte freundlich und verschwand.

Aergerlich über den fehlgeschlagenen Plan ging ich weiter, ohne jedoch die Hoffnung für die Zukunft aufzugeben.

Schon andern Tages, als eben die Sonne sich am Horizonte in's Meer senkte, stieg ich wieder den Berg hinan, und gelangte an die hintere Seite des Gartens, worin eben Elisabeth eingetreten war, sich nach den Gräbern zu verfügen. Dort setzte sie sich auf eine nebenanstehende Gartenbank gedankenvoll nieder. Ihr Zeit zu lassen, sich erst in die schmerzlichen Erinnerungen an ihre Familie zu versenken, war nicht rathsam; ich trat daher schnell vor, wünschte ihr guten Abend, sie dankte freundlich und nachdem wir einige Worte miteinander gewechselt, ließ sie mich auf mein Ersuchen, ihren Garten zu besehen, zu der hintern Pforte ein.

Nichts läßt schneller die Herzen sich zusammenfinden, als verwandtes Unglück, gleiche Schmerzen, und so war es auch hier. Ich ging theilnehmend in ihre Klagen ein, und die holde Jungfrau hatte bald Vertrauen zu mir gefaßt. Auf den Spaziergängen durch den Garten an

den verhängnißvollen Gräbern angelangt, blieb ich plötzlich stehen und betrachtete diese Unglücksstätten mit Aufmerksamkeit und inniger Theilnahme. Die Gräber waren mit frischen Kränzen geschmückt, ein Zeichen, daß Elisabeth sie erst kürzlich gepflegt hatte. Lange standen wir Beide stumm in Betrachtung versunken, als ich das Schweigen mit den Worten unterbrach:

„Ach, wieviel Schmerzen mögen Ihnen diese theuern Todten verursacht, wieviel Thränen mögen Sie über sie vergossen haben!“

„Ja, es ist viel und hart“ — erwiederte sie — „alles das in der Welt zu missen, was dem menschlichen Herzen so nahe steht, ja sein Lebensglück auszumachen bestimmt war! — Sind Sie mit meinem Familienunglück näher vertraut? —“

„Ich bin es. Ein Freund, der den lebhaftesten Antheil an Ihrem Geschicke bisher nahm und noch nimmt, erzählte mir vieles. Auch ich

habe viel in der Welt bereits verloren, und weiß, wie bitter Trennungsschmerzen bis zur Ewigkeit sind! Ich habe freilich nicht in dem ungeheuern Maaße verloren, wie Sie, allein doch genug, um darüber verzweifeln zu können! Ich verlor nicht nur mein Vaterland, sondern mit ihm zugleich die Geliebte, die als leitender Stern meinen Lebenshorizont lange beleuchtete und — bedenken Sie! ich verlor sie nicht durch den irdischen Tod, nein! Ehrgeiz, Egoismus raubten sie mir! Meine Geliebte wurde gezwungen eines Andern Gattin zu werden, den sie nie geliebt, nie lieben kann!"

Elisabeth, die mir aufmerksam zuhörte, bat mich um weitere Auseinandersetzung dieser Geschichte, um Erzählung meiner Herkunft und sonstigen Lebensschicksale. Wie gern erfüllte ich ihren Wunsch, indem wir den Garten und daran stoßenden Hain dabei durchwanderten.

Schon hatten wir, verloren in wechselnden

Gesprächen, den einsamen Weg nach der St. Antoniokapelle auf dem Felsen am Meere eingeschlagen, als sie, diese bemerkend, erschrocken ausrief: „O, ich bitte Sie, lassen Sie uns von diesem verhängnißvollen Orte hinwegeilen, denn hier lauert auch auf mich der Tod, wie er auf meinen Vater lauerte!"

„Mögen Sie außer Sorgen sein" — sagte ich — „ich bin bewaffnet, Sie befinden sich in meinem Schutze, und eher würde ich mein Leben für Sie hingeben, als Ihnen das geringste Unangenehme zufügen lassen."

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre der Kapelle und heraus trat ein Kapuziner.

„Mein Gott, mein Gott, retten Sie mich!" rief Elisabeth, „das ist der Pater Martin, der meinem unglücklichen Vater seinen Tod prophezeite!"

Indem war der Priester an uns herangekommen. Elisabeth schmiegte sich furchtsam an mich an.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ war sein Gruß, indem er den Weg hinanschritt, den wir gekommen waren.

Auf dringendes Bitten Elisabeth's traten wir nun den Rückweg an, und gelangten eben an das Schloß, als die Gouvernante aus der Thüre trat, Elisabeth aufzusuchen.

„Jetzt darf ich wohl,“ sagte diese, indem sie die Erzieherin dabei fragend anblickte, „da ich Sie näher kennen gelernt, Vertrauen zu Ihnen fassen, und Sie einladen, mit einzutreten? Sie sind musikalisch, schon längst hätte ich gern etwas von Ihrer Kunst gehört; aber nicht das ist's allein, was mich dazu bewegt, sondern weil Sie meinen Schmerz ehrten und theilten, wie ich den Ihrigen aufrichtig ehre und theile.“

Die Gouvernante lächelte gütig dazu, — wir traten ein. Den unteren Korridor erleuchtete eine spärlich brennende Oelflamme, eine feuchtkalte Luft wehte mir entgegen. Wir stiegen eine

mit

mit altem Tafelwerk ausgezierte breite Treppe hinauf, und gelangten in ein Vorzimmer, mit Familienbildern von oben bis unten geschmückt. Dann kamen wir in den Familiensaal, dessen Decke durch einen großen plumpen Pfeiler in der Mitte gestützt war. Das Familienstilett, ungefähr eine halbe Elle lang, hing der Sitte gemäß daran. Ein unwillkürlicher Schauder durchrüttelte mich bei seinem Anblick. Elisabeth bemerkte es und sagte: „O werfen Sie den Blick weg von dieser Waffe, die mein ganzes Lebensglück begraben hat, wenn Sie nicht wollen, daß ich's bereue, Sie zu mir eingeladen zu haben. Ich hoffte Trost von Ihnen, nicht Vermehrung meines Schmerzes. Schon oft, wenn dieser schwer mich niederdrückte, war dies kleine Instrument im Stande" — hier gab sie mir eine Guitarre in die Hand — „meinen Kummer auf Augenblicke zu verscheuchen. Darf ich Sie nicht bitten, mir etwas vorzusingen?"

Ich ließ mich an dem äußersten Ende des Saales nieder, stimmte das Instrument, Elisabeth setzte sich ebenfalls unfern von mir, und ich sang die Romanze von Rogmagnesi:

„Las! il fuit loin de son amie
Celui qui l'avait de charmer,
Je doute de sa perfidie,
Je l'aime trop, pour m'allarmer;
Mais il prolonge son absence,
Il m'oublira!
Non, croyons en l'espérance,
Il reviendra!

Toi, que j'interroge sans cesse,
Amour, qui règne sur mon coeur,
Dois-je céder à ma tristesse,
Dois-je encor songer au bonheur?
A toi mon ame se confie,
Ah! calme la!
Amour dis-moi, je t'en supplie,
S'il reviendra?

Mais non, laisse l'inquiétude
Agiter encore mon coeur,

J'aime mieux mon incertitude
Que de renoncer au bonheur;
Si tu connais sa perfidie,
Ah! cache la!
Je veux croire toute ma vie,
Qu'il reviendra!"

Dumpf und schaurig hallte der Gesang von den alten Wänden zurück, die große altmodische Wanduhr des Zimmers schlug in hohlen Stahltönen zehn Mal, ich stand auf, mich zu entfernen, Elisabeth aber lud mich ein, öfter zu kommen, und, wenn es meine Zeit erlaube, ihr förmlichen Unterricht in der Musik zu ertheilen, was ich natürlich sehr gern versprach.

VII.

Unter den angesehensten Familien, die in Rogliano damals wohnten, waren auch die der Benigni, in dem Stadttheile, welches zur vorderen Seite ein abhängiges Thal bildet und Magna Sottana hieß. Der vordere Theil,

auf dem das Schloß der Negri lag, hieß Pettolazzi, der untere Theil Häuser, nach dem Meere zu, Campana, und obgleich alle diese Stadttheile nur kleine Trupp-Häuserchen von einem Stock bildeten, so waren die Einwohner den Sitten und den Gesinnungen nach, dennoch ziemlich verschieden. Die Einwohner von Rogliano sind höchst bigotte und abergläubische Leute. Ich hätte keinem Protestanten rathen wollen, sich als solchen zu erkennen zu geben, er wäre sicherlich ein Opfer des Fanatismus geworden! Meine Stellung wäre besonders mißlich gewesen, wenn man herausgebracht hätte, daß ein Lutheraner den Posten eines Organisten in einer katholischen Stadt ausfülle.

Diese Bigotterie führte manchen jungen Mann in das Unglück, da es Gebrauch war, daß der erstgeborne Sohn einer Familie schon bei seiner Geburt zum Geistlichen bestimmt wurde. Die Eltern eines schon so früh dem Himmel geweih-

ten Sohnes glaubten dadurch sich Gott zu verpflichten, und dachten sich solchen Sohn als dereinstigen Fürbitter und Sündentilger ihrer auf Erden begangenen Morde und sonstigen Verbrechen.

Die zu Geistlichen bestimmten Söhne wurden zuvörderst als Chorknaben gebraucht, und von Pfarrern so lange unterrichtet, bis sie nach erlangter Mündigkeit reif zur Weihe waren. Was Wunder also, daß wir manchen jungen Mann erblicken, der schon frühzeitig seinen Stand verwünschte, und seine Jugendfreunde um ihre Freiheit beneidete.

Ich lernte mehrere solcher junger Abbé's kennen, und gewann sie zu Freunden. Durch sie wurde mir manche Annehmlichkeit des Lebens zu Theil, wozu ich besonders den bewirkten Wechsel meines Kasernen-Logis mit einem freundlichen in der Stadt rechne.

In Bezug auf innere, wie äußere Bildung

zeichneten sich vorzüglich die Abbé's Beligni und Faluzzi aus, die sich vor Allen freundschaftlich an mich anschlossen. Jener war heiter, freundlich, in den ihm bestimmten Stand sich fügend, dieser aber, — ein wahrhaft schöner Mann von 26 Jahren — unzufrieden, und von düstrer Schwermuth umlagert. Ihn drückte das tödtende Bewußtsein, ganz und gar seine Bestimmung verfehlt zu haben. Ihn lockte die Welt mit ihren Schönheiten und Freuden eben so sehr, als ihm das einförmige Abbeten des Breviers verhaßt war. Er liebte — das konnte ich leicht errathen — und kämpfte erfolglos gegen die in ihm gährende Leidenschaft. Auf einem einsamen Spaziergange am Meeresstrande mit mir machte er seinem Herzen Luft und sprach:

„Glaubst Du Freund, daß die Natur oder Gott — wie Du willst — wirklich unsern Stand von allen Gefühlen, die sich so mächtig im In-

nersten regen, ausgeschlossen habe? Ich weiß, Du glaubst es so wenig als ich! Erfahre in dieser Stunde, daß ich mich in meinem Berufe unaussprechlich unglücklich fühle, obwohl Eltern und Verwandte mit Stolz auf mich als Geistlichen blicken. Erfahre, daß ich liebe, schon seit Jahren liebe, und trotz allen Martern, die ich bisher mir auferlegt, diese Flamme nicht zu unterdrücken vermag! Ich liebe ein Mädchen, das durch ihre Schönheit, ihre Unschuld und Herzensgüte nicht nur, nein, durch ein riesenhaftes Unglück, das über ihre Jugend hereinbrach, mich zu sich zog. Der bisherige Kampf meiner Gefühle erlag im Beichtstuhle, an dem sie vertrauungsvoll zu mir trat. Statt Tröstungen der Religion ihr zu geben, gestand ich ihr meine Liebe. Schüchtern floh die Jungfrau vor den aufbrausenden Wogen meiner Leidenschaft! Ich bekam sie lange nicht mehr zu sehen, bis ich sie einst, bei nächtlicher Dämmerung, an den Grä-

bern ihrer gemordeten Familie knieend, wieder antraf, und dort mich mit ihr für ewig vereinigte. Hilf mir Freund, rette mich vor Verzweiflung!"

„Ich fühle das Schreckliche Deiner Lage in ihrer ganzen Größe" — erwiederte ich — „doch wie soll ich Dir rathen? Nur zwei Wege giebt es, aus diesen Wirren zu entkommen. Du mußt entweder mit männlicher Kraft die Leidenschaft bekämpfen, oder dem geistlichen Stande entsagen."

Faluzzi stand in Gedanken verloren lange da, ergriff dann meinen Arm, wir wanderten weiter, den engen Fußsteig nach dem Oertchen Erba longa, am Meere gelegen, zu, und gelangten unfern der Fischerhütten dieses Ortes zur Kapelle St. Ursula. Hier setzten wir uns in die Vorhalle, und nahmen ein nach der Insel zusteuerndes Fahrzeug wahr. Nicht lange hatten wir gesessen, als wir Fußtritte hinter der

Kapelle hörten; Elisabeth stand vor uns, Faluzzi ward bleich wie der Tod.

„Wie doch ein Mädchen einen Priester in Verlegenheit setzen kann!" sagte sie scherzend, und sprach dem Erschrockenen Muth ein.

„Wisse Elisabeth," begann Faluzzi, „ daß ich diesem meinen Freunde unser Verhältniß entdeckt, er aufrichtigen Antheil nimmt, und ein Dritter in unserm Bunde geworden ist!"

„Ist er das, so wird er, wie Du, meinen gefaßten Entschluß theilen. Ermanne Dich, werde Herr eines Vorurtheils, und unsere gegenseitigen Wünsche finden ein zu unserm Glücke führendes Ende. Fliehe mit mir nach Frankreich zu meinem theuern Bruder. Im anfgeklärten Frankreich wirst Du bald Deines Gelübdes entbunden werden, um dann jedes Loos als Gattin mit Dir theilen zu können!"

Nach einigem Nachdenken stürzte endlich Faluzzi in Elisabeths Arme. „Ja, ich ziehe mit

Dir!" rief er aus, „und sollte ich selbst das größte Verbrechen dadurch begehen!"

Wir traten in die Kapelle ein; die beiden Liebenden sanken an den Stufen des Altars nieder, beschworen hier ihren Bund, und erflehten vom Himmel Kraft und Hilfe. Dann wandten sie sich zu mir und baten mich, Vermittler ihrer Flucht zu werden. Gern versprach ich alles, ging mit Elisabeth nach ihrem Schlosse zu, indem Faluzzi den entgegengesetzten Weg einschlug.

In dem Familiensaale angelangt, rief sie die Gouvernante, erzählte ihr ohne Hehl das bisher Vorgefallene, und theilte ihr den gefaßten Entschluß mit, von hier wegzugehen, wobei sie wünsche, daß sie ihre Begleiterin werden möchte.

Die Gouvernante zeigte sich nach einigem Widerstande dazu geneigt, um so eher, als nun auch sie hoffte, da sie erfuhr, daß Frankreich

das Ziel der Reise sei, ein freudenreiches Leben sich dadurch einzutauschen.

„Nun mein Freund" — wandte sich Elisabeth zu mir — „nicht wahr, Sie übernehmen die Hauptbestellung zur Reise? sorgen, ohne daß Jemand etwas davon erfährt, für ein Fahrzeug, und wenn Sie es gefunden, so zeigen Sie uns den Weg zur Flucht? Ach, wie sehr wünschte ich, Sie gingen mit uns; aber ich will Sie nicht mit in mein Verhängniß ziehen! Im Schlosse mag der alte Thomå als Wächter bleiben. Sprechen Sie auch mit ihm, und empfehlen Sie ihm vor allem strengste Verschwiegenheit. Kehrt jemals eines von der Familie Negri zurück, so öffne er ihm die Hallen. Ich hoffe, der Alte wird die Gräber meiner Todten in gutem Stand erhalten, wofür auch wohl der Maire selbst, wenn Sie so gütig sind ihn darauf aufmerksam zu machen, mitsorgen wird."

Der Abend war gekommen; Elisabeth lief

geschäftig hin und her, dies und das zu ordnen, sie trug Feigen, Nüsse, Mandeln und Wein auf, und war fröhlich und heiter geworden, im Andenken an eine glückliche Zukunft.

Es schlug 11 Uhr; leise klopfte es an die Thür, der Abbé trat mit verstörtem Gesichte herein. Elisabeth flog ihm entgegen und umarmte ihn. „Nichts! nichts mein theurer Freund wird mich nunmehr von Dir trennen, wenn wir jene Küste drüben erreicht haben werden! Du wirst mir, so hoff' ich zu Gott, Ersatz für die vielen hier verlebten traurigen Tage gewähren, — o, daß mein Vater noch lebte." Sie brach in Thränen aus, — der Abbé stand in Nachdenken versunken, die Augen auf den Boden geheftet; eine geisterhafte Stille trat ein, und wie mit einem Zauberschlag, — stürzte, diese ominöse Stille unterbrechend, das Familienstilett in den Saal.

Wir fuhren alle erschrocken in die Höhe, der Abbé konvulsivisch auf, die Jungfrau zit-

terte und bebte, ich starrte den Dolch an, doch Keiner wagte ihn aufzuheben. Endlich ermannte ich mich, griff darnach und hing ihn — nicht ohne Schauder — wieder an seinen Platz.

Der frische Morgenwind wehte vom Meere herauf und kühlte unsere Wangen, als der Abbé und ich den Berg zu unseren Wohnungen hinabstiegen. Beim Abschiede reichte er mir die Hand und sagte: „ewige Verschwiegenheit!"

Tags darauf erhielt ich von Elisabeth einige Zeilen, welche mich zu ihr beschieden. Beim Eintritt in den Saal erblickte ich die Waffe wieder am Boden. Sie selbst schien ganz beruhigt darüber und tröstete sich und mich mit der Aeußerung, daß bei jeder Erschütterung des Gebäudes, was schon mehrmals geschehen, der Dolch herabgefallen sei. Dann händigte sie mir Geld ein, zur Besorgung des Fahrzeuges, und

ein versiegeltes Paket, nach Bastia zu beför-
dern.

Ich versprach alles auf's Beste zu besorgen, und verfügte mich auch sogleich zu der mir befreundeten Familie Gioseppi, im Thale Louri, welche selbst Fahrzeuge besaß und damit Handel trieb. Wir waren bald miteinander einig, und ein zuverlässiger Mann als Schiffer gewonnen. —

Als nun alles vorbereitet war, trug in einer mondhellen Nacht ein bepackter Maulesel die Reiseeffekten hinter dem Schlosse den an der Seite Rogliano's steil aufsteigenden Berg hinan, um von der Höhe herab an's gegenseitige Ufer zu gelangen, wo mehrere einzelne Fischerhütten lagen, von wo aus die Einschiffung vor sich gehen sollte.

Es war 10 Uhr Abends, als wir uns auf den Weg begaben. Elisabeth weinte die letzten schmerzlichen Thränen an den Gräbern ihrer Lie-

ben, der alte Thomå schloß dann das Haus und begleitete uns ein Stück Weges den Berg hinan. Die Nacht war feucht, die an den Seiten des engen Fussteiges stehenden Rosmarinsträucher benetzten unsere Kleider, und aus weiter Ferne hörten wir Rogliano's Thurmuhr 12 schlagen. Wir hatten den Gipfel erreicht und erblickten in farbigem Mondlichte die unter uns liegende Küste in einen grauen Nebel gehüllt. Unser Weg ging nun abwärts bis zur Marine.

Der Bootsmann stand schon bereit, die Gouvernante harrte auf dem Schiffe, der Abbé umarmte mich sprachlos und betrat dann das Fahrzeug, Elisabeth aber drückte einen heißen Kuß auf meine Lippen und sagte: „Nehmen Sie das, mein theurer Freund, für Ihre Treue, und wenn Sie einst Ihr Vaterland wieder betreten und in den Armen einer Gattin glücklich leben, dann denken Sie an die arme Elisabeth Negri von Rogliano. Dies behalten Sie zum

Andenken an mich!" — Hier drückte sie mir ein Papier in die Hand und floh dem Schiffe zu.

Ich rief dem absegelnden Fahrzeuge noch ein Lebewohl zu und stieg einsam und betrübt den Berg hinan. Mit Wehmuth begrüßte ich bei anbrechendem Morgen noch einmal das nunmehr ganz verwais'te Schloß, und als der Tag am dämmernden Horizonte aufgetaucht, entfaltete ich das mir von der Jungfrau übergebene Papier. Es enthielt eine Locke ihrer Haare und den Namen: „Elisabeth".

VIII.

Umsonst bestürmte mich mein Freund Lughetti, ihm wo möglich Aufschluß über das Verschwinden Elisabeth's und Faluzzi's zu geben, da er Grund genug haben mochte, mich für einen Betheiligten bei der Sache zu halten; allein alle Versuche waren fruchtlos. Weder Lu-

ghetti,

ghetti, noch sonst Jemand ahnten das Verhältniß der beiden Liebenden nur in der Ferne, — der Frevel wäre als unerhört angesehen worden. Die Eltern Faluzzi's glaubten ihren Sohn verunglückt und ließen Messe lesen, Elisabeth glaubte man geraubt u. s. w. Kein Wort über Beider Schicksal ging über meine Lippen, und jetzt erst, nachdem dasselbe Aller gelöst, habe ich kein Bedenken mehr, in kurzen Umrissen das Weitere zu erzählen.

Zunächst sind die Schicksale Antonio's und Balbina's zu berichten. Beide erreichten ihre Bestimmung auf grausenvolle Art.

Antonio, der seinen Namen mit einem andern vertauscht hatte, ward, bei besonderer Begünstigung von Seiten des Kaisers, Hauptmann im französischen Heere; er focht die Schlacht bei Waterloo mit, und wurde als blessirter Krieger nach Paris gebracht. Sein Protektor dankte ab, und ward nach St. He-

lena geführt. Er selbst ging nach seiner Genesung zu den königlichen Truppen über, diente fort und blieb mit seinem Regimente in Paris stehen.

Zu jener Zeit langte auch Balbina mit ihrer Mutter und dem alten Bedienten, ebenfalls unter fremden Namen, in Paris an. Sie bezogen ein einsames Quartier in der Vorstadt, wo sie sehr zurückgezogen lebten. Selten besuchten sie öffentliche Plätze und diese nur dicht verschleiert und bei kurzem Aufenthalte. — So vergingen einige Jahre; eine auszehrende Krankheit hatte die Mutter dahingerafft, auch der Bediente fing an zu kränkeln, und Balbina beschloß dem alten treuen Diener ihres Hauses einen Theil ihres Vermögens zu geben, mit dem anderen aber in ein Kloster zu treten und als Nonne ihr Verbrechen durch Buße und Gebete zu löschen. Allein anders war ihre Schicksalsbestimmung angeordnet.

Die Glocken von Notre-Dame riefen die frommen Beter in ihre Hallen zu einem Kirchenfeste, das auch das Militair durch große Kirchenparade feiern sollte. Antonio stellte seine Kompagnie im Kreuzgange auf. Eben hatte er zur Ruhe kommandirt, als seine Augen auf eine Gestalt fielen, die ihm gegenüber in Andacht dahingesunken kniete. Auch der frommen Beterin Augen kehrten sich zu Antonio und Beide erkannten sich.

Nach geendigtem Gottesdienste gab Antonio einem Soldaten Befehl die Dame zu verfolgen und ihre Wohnung zu erspähen. Es geschah. Balbina saß allein auf ihrem Zimmer, als es klopfte und Antonio hereintrat. Beide stürzten aufeinander zu und hielten sich fest umschlungen. Vieles wurde gefragt und erörtert; allein die Ursache, warum Beide sich geflüchtet, verschwiegen sie einander, und Beide täuschten sich sowohl hierin, als in ihren angenommenen Namen.

Nur weniger Tage bedurfte es, um ihren längst geschlossenen Bund durch den Segen der Kirche besiegeln zu lassen.

Aber nur kurze Zeit sollten sie das Glück ihrer Vereinigung genießen, um auf einmal auf fürchterliche Weise aus ihren seligen Träumen gerissen zu werden.

Antonio hatte eines Tages bei eiligem Weggehen eine Schatulle offen gelassen, die er sonst sorgsam zu verschließen gewohnt war. Die Gattin, es bemerkend, trat hinzu, nicht aus weiblicher Neugierde, sondern um zu thun, was Antonio vergessen, als ihr ein Dokument in die Hände fiel, das sie schnell über den früheren Stand ihres Gatten aufklärte, und ihr verrieth, daß er ein Sprosse der Roglianischen Negri sei.

Sie stand anfänglich wie vernichtet! Als aber die Gedanken in ihr Raum gewannen, daß ihr so zärtlich geliebter Mann der Mörder ihres

Vaters und sie die Mörderin des seinigen sei, stürzte sie, von Schmerz überwältigt, bewußtlos zur Erde.

Antonio, den das Gewahrwerden der offen gelassenen Schatulle zu schneller Rückkehr antrieb, stürzt beim Eintritt in das Zimmer sogleich auf diese zu, und — wer beschreibt seinen Schreck! — als er das verhängnißvolle Dokument geöffnet auf dem Kästchen, seine Gattin aber in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande zu Bette erblickt.

„Unglückliche!" — schreit er auf — „wer hieß Dich dies Papier eröffnen?"

„Unser beiderseitiges Verhängniß!" klagt sie mit namenloser Wehmuth.

„Und hast Du meinen Namen, den in unserm Vaterlande geächteten, erkannt? Weißt Du, daß Du einen Bluträcher umarmt hast?"

„Ich weiß es, und mehr als Du selbst! Erfahre nun auch, daß ich der einzige Sprosse

der Negri von Ajaccio bin, und daß Dein Vater" — hier hielt sie beide Hände, vom innersten Schmerz ergriffen, vor ihr Gesicht — „durch mich zu St. Antonio als Sühnopfer für Deinen Mord fiel!"

Ein lange, fürchterliche Pause entstand. Dann fuhr sie fort:

„Wir Beide sind noch übrig, wir Beide müssen fallen, und die Blutrache hat ihr Ziel erreicht!"

Starr und stumm sahen sie sich gegenseitig an, bis nach einigen Augenblicken Antonio das Zimmer verließ.

Den ganzen folgenden Tag sahen sie sich nicht, bis gegen Abend derselbe ruhig und gefaßt zu seiner Gattin mit den Worten trat:

„Du hast recht, meine theure Balbina, wir, als die Letzten der Negri, müssen nach des Schicksals Beschluß fallen, um es zu sühnen. Laß uns vereint vor den Richter treten, und

ihn fragen: womit haben wir das verdient, so große Verbrecher zu sein?"

„Ich gehe mit Dir wohin Du willst," sagte Balbina, ihren Gatten still umarmend.

IX.

Elisabeth hatte ebenfalls mit ihrem geliebten Faluzzi die Küste Frankreichs erreicht. Ein Brief von ihm an mich zeigte mir dasselbe an. Er war glücklich im Besitze Elisabeth's und bewarb sich von da aus um Zurücktritt in den weltlichen Stand.

Wie weit ihm das gelungen, kann ich nicht bestimmen. Ich suchte ihn nach mehreren Jahren auf meinem Zug nach Griechenland auf, und fand ihn unweit Marseille, wo er sich ein schönes Landgut gekauft.

Elisabeth aber war, rein vom Morde, nach der Geburt eines Knaben, mit diesem sanft hinübergeschlummert.

Noch weinte Faluzzi trostlos an Beider Grabe.

X.

Im Jahre 1822 landeten in dem Hafen zu Bastia ein Herr und eine Dame, in tiefe Trauer gehüllt.

Nach kurzem Aufenthalte schlugen sie den Weg nach Cap Rogliano zu Meere ein. In dem dortigen Hafen angelangt, stiegen sie durch das lebendige Leben der damaligen Weinlese zwischen den Anpflanzungen in die Höhe zur Kapelle St. Antonio, wo sie ganz allein an den Stufen des Altars ein kurzes Gebet hielten. Dann setzten sie still ihren Weg durch den hohen Kastanienhain nach dem Schlosse der Negri fort, gelangten an die Pforte, klopften, und der alte Thomå öffnete die Thüre.

„Wo ist meine Schwester?“ fragte scheu und düster Antonio, denn er war es, der mit Balbina eingetreten.

„Drüben auf jener Küste liegt sie im stillen Grabe" war des Alten Antwort.

In den Familiensaal eingetreten, stürzte das verhängnißvolle Stilett von dem Pfeiler zu Beider Füßen. Schmerzlich umarmte Antonio die Gattin, und sprach mit weicher, unterdrückter Stimme tief bewegt:

„Wir kommen!"

Der Morgen fand Beide entseelt auf den Gräbern im Garten. Das Stilett lag zerbrochen zwischen Beiden! —

Staatliche Bibliothek Bamberg

Berlin, gedruckt bei A. W. Schade.

SBB013401383507

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kunz, Carl Friedrich,

Drei Novellen aus dem Leben

Schleusingen 1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.g.o.133
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750673-5